

Pastoraltheologie kompakt

Von Paul M. Zulehner

Wien 2026

Ein MOOC (Maximal Open Online Course)

Hier ist der Zugang zum Kurs: <https://imoox.at/course/ptk/>

Inhalt

Inhalt

Inhalt.....	2
E00 Trailer	4
E01 Die taumelnde Welt	5
Die Schattenseiten der Welt von heute	5
Eine erste Herausforderung: Kriege	5
Eine zweite Herausforderung: Klimanotstand	6
Eine dritte Herausforderung: Migration	7
Eine vierte Herausforderung: Informatisierung.....	7
Zeichen der Zuversicht	8
E02 Hoffungsressourcen werden knapp: Angst macht sich breit.....	9
Angst verstehen	9
Urvertrauen und Urangst.....	9
Angst wird politisch genutzt	10
Angst im Aufwind	11
In der Angst bestehen	11
Platzhalter	12
E03 Religionen – oft Teil des Problems, nicht der Lösung.....	14
Legitimation von Gewalt.....	14
Der Dreißigjährige Krieg	14
Islamismus	15
Falsch verstandene Sinfonie	16
E04 Gottesbildergalerie.....	18
E05 Nicht der Tod, sondern die Liebe hat das letzte Wort	22
Der Orpheusmythos: der Tod oder die Liebe.....	22
Der alte Mythos wird christlich „umerzählt“	22
Anhänger beider Mythen	23
Auswirkungen auf das Alltagsleben.....	23
Wege und Abwege der Sinnstiftung bei Diesseitigen.....	24
Wege und Abwege der Sinnstiftung bei Jenseitigen	25
Kein Christentum ohne Osterglauben	26
E06 Die Jesusbewegung und ihre Himmelgeschenke an die Welt von heute	28
Die Jesusbewegung.....	28
Himmelsgeschenke	29
Politisch parteilich	31
E07 Umbau der kirchlichen Sozialgestalt.....	33
Ereignis – Institution - Sozialgestalt.....	33

Paulinische Gemeinde in Korinth	34
Konstantinische Ära	34
Kirche in der Aufklärung	35
Zweites Vatikanum.....	35
Anleitung zum Umbau.....	37
E08 Kultur der Beteiligung - neue Amtskultur	40
Kulturelle Affinität formt und verformt das Kirchenbild.....	40
Teilhabe auf Grund der Taufe	41
Beraten und entscheiden.....	41
Demokratisierung.....	42
Urwünsche.....	43
E09 Frauen in einer postpatriarchalen Kirche.	45
Sex und gender	46
Geschlechtergerechtigkeit auch in der Kirche?.....	47
Theologisches Ringen um die Ordination von Frauen	49
Kulturell: Geschlechtergerechtigkeit	50
E10 Von der Exklusion zur Inklusion	52
Die rettende Arche.....	52
Vom Heilspessimismus zum Heilsoptimismus.....	53
Andere Aufgabe der Kirche	55
E11 Wie Muslimas und Muslime leben und glauben	57
Islam.....	57
Islam in Europa.....	58
Leben und Glauben im Islam.....	59
Arbeit und Familie.....	59
Gläubigkeit und religiöse Praxis	60
Integrationsbedarf	61
E12 Alle Kinder sind schützenswert.....	63
Ein tiefer Fall.....	63
Kollusion	64
Komplexe Ursachen	66
Multipler Versagen	66
Vom Institutionen- zum Opferschutz	67
E13 Unvollendete Sinfonie	69
Feuer.....	70
Ablasshandel.....	70
Auf Vollendung angelegt.....	71
Fegfeuer als Hoffnungszusage.....	72

E00 Trailer

Sie setzen sich für eine bessere Welt ein? Und möchten checken, ob Religionen und Kirchen dabei einen brauchbaren Beitrag leisten können? Ihnen machen Kriege, Klimanotstand, Migration und Künstliche Intelligenz Sorgen? Sie sind beunruhigt über eine populistische Politik, die mit der Angst arbeitet und fragen sich, ob Religionen und Kirchen ein hoffnungsschwangeres Gegengewicht zur Angst bilden können?

Dann ist dieser Kurs „Pastoraltheologie kompakt“ genau das Richtige für Sie.

Ich bin Paul Zulehner, Pastoraltheologe, Religions- und Werteforscher. Gemeinsam blicken wir in diesem Kompaktkurs nicht nur buchstäblich auf Gott und die Welt, sondern erinnern an die alte Erzählung von der Leidenschaft Gottes für die Welt. Wie Jesus, der Wanderprediger aus Nazareth, wollen wir die Welt umkrempeln und seiner Vision folgen, in der eine Welt, die von Gottes Geistkraft durchflutet ist, eine gerechtere, wahrhaftigere, friedlicher sein wird. Dafür prägte er das Logo vom Kommen des Reiches Gottes. Jesus wollte dadurch den Himmel auf die Erde singen: also der Welt Himmelsgeschenke machen. Damit sein Engagement nicht in Vergessenheit gerät, bildete er eine Art NGO, die Jesusbewegung, die heute den Ehrennamen Kirche trägt.

In drei Themenbereiche - Welt – Gott und die Jesusbewegung namens Kirche - vertiefen wir uns in das Weltgeschehen, in Glaubensfragen und in die Lage der christlichen Kirchen wie anderer Weltreligionen. Wir blicken in die Geschichte, erkennen Zusammenhänge und schauen in die Zukunft.

Das erste Themenfeld zum Thema „Welt“ beschäftigt sich mit der taumelnden Welt von heute. Dieser gehen die Hoffnungsressourcen aus, Ängste verbreiten sich.

Im Themenfeld „Gott“ wird bedacht, welche negativen Auswirkungen Religionen haben können, welche Gottesbilder heute vorherrschend sind, wie Menschen mit und ohne Religion im Diesseits leben und sich mit dem Jenseits auseinandersetzen. Es wird nicht zuletzt um die Frage gehen, welche „Himmelsgeschenke“ die Religionen der Welt von heute geben können.

Im Themenfeld „Die Jesusbewegung namens Kirche“ geht es um den Umbau der kirchlichen Sozialgestalt, die Gleichheit aller Kirchenmitglieder, eine entsprechende synodale Amtskultur. Bedacht wird die Rolle der Frauen zumal in der heutigen katholischen Kirche. Auf dem Programm steht, was Muslimas und Muslime glauben. Gestreift wird die dunkle Thema des sexuellen und geistlichen Missbrauch. Umkreist wird die Frage, ob alle Menschen in den Himmel kommen. Und zu guter Letzt, ob ein Fegefeuer nicht doch eine gute Idee der Kirche ist.

Dieser Kurs soll Sie nicht nur spirituell bereichern und Ihnen helfen die derzeitige Entwicklung von Welt und Kirche(n) besser zu verstehen, sondern kann auch ein Leitfaden dafür sein, wie und wo es sinnvoll wäre sich in der christlichen Kirche zu engagieren. Vielleicht fühlen Sie sich selbst berufen und begabt, in der hoffnungsarmen Welt eine Art Hoffnungshebamme zu sein? Eines ist gewiss: Wenn Sie sich engagieren, werden Ihre Kompetenzen sich mehrten.

E01 Die taumelnde Welt

Mit der NASA-Mission Apollo 8 umflog der Astronaut William Anders 1968 den Mond und schoss das ikonische Foto der aufgehenden Erde mit dem Namen "Earthrise". Ein faszinierend blauer Planet, der durch das unermessliche Weltall rotiert. Aus der Ferne ein friedvolles Bild.

In diesem ersten Modul meiner „Pastoraltheologie kompakt“ schauen wir auf diese Erde und wie es ihr derzeit ergeht. Wenn Sie mir aufmerksam folgen, werden Sie am Ende über die großen Herausforderungen unserer Zeit Bescheid wissen, und verstehen, welche Schwierigkeiten dem Planeten und uns Menschen heute bevorstehen. Sie werden aber auch vertraut sein mit den Bemühungen der Völkergemeinschaft, diese Herausforderungen zu meistern.

Mehr als acht Milliarden Menschen leben heute auf der Erde. Ihr Leben und ihr Zusammenleben auf der Erde erweisen sich als komplex. Erfreuliches durchmischt sich mit Unerfreulichem. Lichtvolle Visionen von einer gerechten und friedvollen Menschheit, die achtsam mit der Mitwelt umgeht, werden von apokalyptischen Ängsten verschattet. Zuversichtliches Engagement und angstschwängere Besorgnis mischen sich.

Der Blick soll zuerst auf die besorgniserregenden Entwicklungen der Gegenwart gerichtet sein. Sodann gilt es, Zeichen der Zuversicht aufzuspüren.

Die Schattenseiten der Welt von heute

Am 24. Februar 2022 fand an der griechisch-katholischen Universität Lviv eine Tagung „Zur Rolle der Religion in der Welt von heute“ statt. Ich war als Referent von Wien aus online zugeschaltet. Der erste Vortragende war der kanadisch-französische Sozialethiker Peter McCormick. Derzeit lehrt er am Internationalen Institut für Philosophie in Paris. Kurz nach seinem Vortrag gab es Luftalarm. Der Überfall Russlands auf die Ukraine hat begonnen. Russische Streitkräfte sind aus Weißrussland, Russland und der Krim in die Ukraine einmarschiert. Die Tagung war abrupt zu Ende. Aus dem Vortrag von Peter McCormick blieb mir ein Satz hängen: „We are living in a tumbling world.“ Wir leben in einer taumelnden Welt.

Es sind große Herausforderungen, welche die Welt erschüttern. Der Kulturautor Nouriel Roubini zählt in seinem Bestseller „Megathreats“ zehn solcher Bedrohungen auf: den Klimawandel, Künstliche Intelligenz und die Automatisierung, demografische Veränderungen, Finanzkrisen, geopolitische Spannungen, Pandemien, Deglobalisierung, soziale Ungleichheit, Cyberkriminalität, Populismus und Autoritarismus. Diese hält er für ineinander vernetzt. Alle zusammen machen unsere Welt taumeln.

Ich greife für diesen Kurs „Pastoraltheologie kompakt“ vier Megachallenges heraus: Kriege, Klimanotstand, Migration und Informatisierung.

Eine erste Herausforderung: Kriege

Durch den Einmarsch der Russen in die Ukraine war in Europa eine 80 Jahre währende Friedenszeit zu Ende gegangen. Dieser Krieg Russlands gegen die Ukraine verlängert die lange Liste der weltweit bereits tobenden Konflikte: die blutigen Auseinandersetzungen im Nahen Osten, in Jemen, Eritrea, Mali oder im Sudan sind bittere Beispiele. Papst Franziskus spricht in seinem Schreiben Fratelli tutti (FT 25) von einem „dritten Weltkrieg auf Raten“. Gewalt zählt immer häufiger mehr als das Völkerrecht.

Das Schwedische Forschungsinstitut „Stockholm International Peace Research Institute“, kurz SIPRI, beobachtet jährlich die weltweiten Rüstungsausgaben. Diese haben 2024 einen Höchstwert erreicht. Die Rüstungsspirale dreht sich temporeich nach oben. Nationen wollen kriegstüchtig statt friedensfähig werden. Dabei wird Geld, das für andere Herausforderungen der Welt dringlich benötigt würde, in die Waffenproduktion umgeleitet. Das schädigt die Armen. Auch fehlen Mittel, um den Klimawandel unter Kontrolle zu halten.

Das weltweite Arsenal an ABC-Waffen reicht aus, um die Menschheit mehrfach auszulöschen. Lange Zeit meinten Morallehrer und Ethiker, dass unter bestimmten Umständen ein „gerechter Krieg“ begonnen werden könne. Der Krieg müsste dann das letzte Mittel sein, um angetanen

Unrecht zu überwinden und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Ein solcher „gerechter Krieg“ unterliege aber strengen Regeln. Die Zivilbevölkerung müsse geschützt sein, ebenso das Leben gefangener Soldaten. Der Schaden, den der Krieg anrichte, dürfe nicht mehr wiegen als das ange-tane Unrecht. Angesichts der Mittel, die heute in Kriegen eingesetzt werden können, kann aber kein Krieg mehr diesen Kriterien entsprechen. Die Lehre von einem (möglichen) „gerechten Krieg“ hat ausgedient.

Komplexer als die Frage „Wann kann man gerechterweise einen Krieg beginnen?“ ist die Frage: „Inwiefern soll ein angegriffenes Land zur Abwehr des Angriffs von der internationalen Gemein-schaft auch mit Waffenlieferungen unterstützt werden?“ Damit geht die Frage einher, wer über einen Waffenstillstand entscheiden soll. Jedenfalls muss das Ziel ein gerechter Friede sein. Ein solcher kommt zustande, wenn die Autorität der Leidenden respektiert wird.

Der Friede kommt immer zu spät, aber er kommt. Denn, sobald der Friede errungen ist, stehen die vom Krieg betroffenen Völker vor der sensiblen Frage, wie der Weg zu einer dauerhaften Ver-söhnung aussehen kann. In Europa ist diese Versöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg dank des Friedensprojekts Europäische Union gelungen. Nach Jahrzehnten der Unterdrückung der Schwarzen in Südafrika und nach den Massakern im blutigen Bürgerkrieg in Ruanda wurden dazu Versöhnungskommissionen eingerichtet. Diese muten sowohl den „Tätern“ wie den „Op-fern“ viel zu. Es geht um das Eingestehen von Schuld und um Wiedergutmachung. Und in all dem um Versöhnung.

Die Menschheit hat immer darum gerungen, den Frieden zu erhalten und Kriege zu vermeiden. Im antiken Rom wurde dazu der Grundsatz geprägt: „Si vis pacem, para bellum!“ Willst Du Frie-den, rüste für den Krieg!“ Aber ist ein waffenklirrender „Friede“ mehr als lediglich ein „kalter Krieg“?

Heute neigen Friedensforscher zum Grundsatz: „Si vis pacem, para iustitiam!“ Willst Du Frie-den, Sorge dich um Gerechtigkeit!“ In der praktischen Friedenspolitik ringen beide Positionen miteinander. Die einen wollen Frieden durch Abschreckung, die anderen Frieden durch Gerech-tigkeit. Die einen rüsten auf, die anderen ab.

„Gerechtigkeit und Frieden küssen sich.“ (Psalm 85,11) Diese Friedensvision aus uralten Zeiten klingt wie ein Märchen. Dennoch erinnert dieses Bibelzitat daran, dass in allen verfügbaren Um-fragen Gesundheit und Frieden die obersten Wichtigkeiten für die Bevölkerungen darstellen. Das hebräische Wort dafür heißt „shalom“.

Eine zweite Herausforderung: Klimanotstand

Wenn wir fortfahren, die Natur zu zerstören, werden wir uns selbst zerstören. Denn die Natur ist nicht Umwelt, die wir folgenlos ausbeuten können. Sie ist Mitwelt, mit der wir unser Schicksal teilen. Sie ist uns zum Hegen und Pflegen anvertraut, entnehmen wir dem Schöpfungsbericht aus dem ersten Buch der Bibel.

Nun ist vor allem im industriellen Zeitalter das Weltklima enorm belastet worden. Die Folgen des hohen Energiebedarfs, der Großteils mit fossilen Brennstoffen gedeckt wurde, sind auf der gan-zen Welt sichtbar. Das Intergovernmental Panel for Climate Change, kurz IPCC, eine ebenso wis-senschaftliche wie klimapolitische Einrichtung der Vereinten Nationen, warnt, dass die Mensch-heit sich irreversiblen Kipppunkten nähert. Werden diese Punkte überschritten, verliert die Menschheit die Kontrolle über das sensible Klimasystem - mit das mit unvorhersehbaren Fol-gen! Schmelzen beispielsweise die arktischen Eiskörper, nimmt die Erderwärmung allein durch die fehlende Reflexion des Sonnenlichtes zu. Wird der Amazonas-Regenwald, die „grüne Lunge“ des Ökosystems, weiterhin gerodet, werden Unmengen von CO² freigesetzt. Ähnliche Auswir-kungen haben die Abholzung oder Brände in den nördlichen Nadelwäldern oder das Auftauen der Permafrostböden. Somit ist der Eisverlust Folge und Teilursache der Temperaturerhöhung zugleich. Das bedeutet auch: Je mehr Gebiete kippen, desto schneller kippen auch andere, und umso schneller schreitet die Erderwärmung voran.

Nun gibt es nach wie vor - bis weit hinauf in die politischen Führungsetagen - Kreise, welche einen menschengemachten Klimawandel schlicht leugnen. Angesichts der sensiblen Balance zwischen Ökonomie und Ökologie entscheiden sich die Leugner für die wirtschaftlichen Interessen, also gewinnträchtiges Produzieren und dazu ausgiebiges Konsumieren. Trotz ökologiefreundlicher Bekenntnisse sind breite Bevölkerungskreise nicht bereit, ihren Lebensstil aus ökologischen Gründen zu verändern und den persönlichen Fußabdruck zu verkleinern. Dennoch nimmt weltweit die Zahl der Stimmen zu, die zu nachhaltigem ökosozialem Umsteuern mahnen. Die Welt stehe hinsichtlich der Entwicklung des Weltklimas am Abgrund. Es bleibe nicht mehr viel Zeit.

Eine dritte Herausforderung: Migration

Weltweit sind über 100 Millionen Menschen auf der Flucht: Das ist historisch ein neuer Rekord. Dazu kommen noch 50 Millionen Binnenflüchtlinge in Kriegsgebieten wie dem Nahen Osten oder in der Ukraine.

Kriege und politische Verfolgung sind aber nur eine der Fluchtursachen. Dazu kommen Klimakatastrophen. Aber auch Armut ist eine Fluchtursache. Diese ist oftmals mit der Hoffnungslosigkeit gepaart, ihr in den kommenden Jahren nicht entrinnen zu können.

Die zunehmende Migration hat zudem mit den Bevölkerungsentwicklungen in den verschiedenen Bereichen der Welt zu tun. Der reiche Norden hat eine derart geringe Geburtenrate, dass es an qualifizierten Arbeitskräften mangelt. Mit hohem Einsatz werden Menschen angeworben, zuzuwandern und den Bedarf der Wirtschaft an Arbeitskräften zu stillen. Das erzeugt eine Art Migrationssog. Diese Wanderbewegung wird verstärkt durch den Wunsch von Menschen aus dem globalen Süden nach einem besseren Leben. Über die sozialen Medien sind sie ausgiebig darüber informiert, wie geradezu märchenhaft das Leben vieler in den reichen Ländern des Nordens bzw. Westens aussieht. So machen sich viele auf den oft lebensgefährlichen Weg.

Die Interessen des reichen Nordens und des verarmten Südens und Ostens unterscheiden sich tiefgreifend. Der reiche Norden will kontrolliert qualifizierte Personen anheuern, um den eigenen Lebensstandard zu erhalten. Menschen aus den armen Regionen wollen hingegen „unkontrolliert“ der Armut entfliehen, in der Hoffnung, ein besseres Leben zu finden oder gar zu überleben. Für sie wird oft der Begriff „Wirtschaftsflüchtlinge“ verwendet, mit dessen Abschätzigkeit die Abweisung der Ankommenden begründet wird. Begriffe wie Armuts- oder noch besser Hoffnungsflüchtlinge werden ihnen eher gerecht. Viele Menschen in den reichen Ländern möchten aber letztlich gar keine Flüchtlinge aufnehmen. Das internationale bzw. europäische Asylrecht verpflichtet zwar zur Aufnahme von politisch Verfolgten, nicht aber von Menschen, die vor Naturkatastrophen oder katastrophaler Armut und Hoffnungslosigkeit fliehen.

Unter dem Druck von politischen Populisten, die mit den Ängsten der Leute Politik machen, wird die Migrations- und Flüchtlingspolitik in den reichen Ländern immer restriktiver. Obergrenzen werden gesetzt, Teile des Asylrechts zumindest zeitweise ausgesetzt. All das mindert nicht den Migrationsdruck, der durch politische Verfolgung, Naturkatastrophen und hoffnungslose Armut erzeugt wird. Jedenfalls wird der reiche Norden durch den anwachsenden Migrationsdruck verunsichert und politisch destabilisiert.

Eine vierte Herausforderung: Informatisierung

Technische Revolutionen gehen zumeist mit sozialen Umwälzungen einher. Das war vor dreihundert Jahren der Fall, als die Dampfmaschine erfunden wurde, und das ist heute durch die Entwicklung der Mikrochips der Fall. Damals war die Industrialisierung die treibende Kraft. Heute ist es die Informatisierung in ihren Variationen wie Roboterisierung, Automatisierung und Artificial Intelligence. Damals wie heute verändert eine technische Innovation viele Bereiche des Lebens und des Zusammenlebens der Menschen: in positiver wie in negativer Hinsicht. Hier soll der Blick auf die bedrohliche Seite der Informatisierung gerichtet werden. Sie stellt eine der gewaltigen Herausforderungen in der Welt von heute dar.

Ökonomen prognostizieren vor allem einen dramatischen Abbau von industriellen Arbeitsplätzen, die durch Roboter ersetzt werden. Zugleich werden neue Arbeitsplätze entstehen, für die es neuartiger Qualifikationen bedarf. Dieser Umbau wird Jahrzehnte währen. Eine „Neue Soziale Frage“ entsteht. Viele werde auf diesem Weg ohne Arbeit sein. Ein Teil des gesellschaftlichen Reichtums wird nicht mehr durch menschliche Arbeit, sondern immer mehr durch Maschinen erwirtschaftet. Braucht es dann eine Maschinensteuer? Könnte ein „Grundeinkommen ohne Arbeit“ Abhilfe schaffen?

Künstliche Intelligenz verändert aber nicht nur die Arbeitswelt. Roboter revolutionieren die Waffentechnik. Kriegsführung wird hybrid. Industriespionage geschieht durch Hackergruppen, die nicht selten in staatlichem Auftrag handeln. Künstliche Intelligenz bietet Kriminellen, wie etwa Produzenten von Kinderpornographie, im Netz ungeahnte Möglichkeiten. Wahlkämpfe verlagern sich in die „sozialen Medien“. Ausländische Regierungen und neuestens „Überreiche“ beeinflussen Wahlauseinandersetzungen in anderen Ländern; Demokratien werden destabilisiert. „Fake news“ werden als „alternative Wahrheiten“ punziert und von immer mehr für „wahr“ gehalten. Wahrheit und Lüge sind kaum noch zu unterscheiden. Immer öfter obsiegt die Lüge.

Zeichen der Zuversicht

Inmitten dieser dunklen Seiten der Welt von heute zeigen sich Zeichen der Zuversicht. Menschen guten Willens und christliche Kirchen vereint die Sorge um Frieden, Gerechtigkeit sowie die Bewahrung der Schöpfung. So schlossen sich bereits 1989, auf der Ökumenischen Versammlung in Basel, die christlichen Kirchen zusammen, um gemeinsam für den Frieden und eine gerechte Welt einzutreten. Die Vision von einer besseren Welt lebt. Engagierte Mitmenschen machen privat wie politisch zumindest kleine Schritte, damit die Welt friedlicher und gerechter wird sowie für die kommenden Generationen bewohnbar bleibt.

Ein Beispiel: Die Vereinten Nationen haben sich an die Spitze jener gestellt, die daran glauben, dass es mit der Welt gut weitergehen kann, auch wenn sie derzeit unter massiven Herausforderungen taumelt. Ihre 193 Mitgliedsländer haben sich 2015 auf eine wegweisende Agenda geeinigt. Ihr voller Titel lautet: „*Transforming our World: the 2030 Agenda for Sustainable Development*“ – [„Unsere Welt transformieren: Die Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung“].

Diese Agenda enthält siebzehn klare politische Ziele für eine nachhaltige Entwicklung, also Sustainable Development Goals, kurz SDGs. Unter diesen tauchen alle bisher bedachten Herausforderungen auf: Informatisierung, Kriege, Klimanotstand, Migration. Dem Klimanotstand werden gute Lebensbedingungen für alle Lebewesen im Wasser, auf dem Land, in der Luft, den Menschen eingeschlossen, entgegengesetzt. Die Sorge um eine gerechtere und friedvollere Welt entfaltet sich im Kampf gegen die Armut, gegen den Hunger und um die Bereitstellung von sauberem Wasser und erneuerbarer Energie. Ziele sind Gesundheit, Bildung, Arbeit und bezahlbares Wohnen in lebenswerten Städten und Landgebieten. Die Geschlechter sollen überall gleichgestellt sein, Diskriminierungen der Vergangenheit angehören.

Megachallenges lassen also unsere Welt taumeln. Wird es den Menschen guten Willens gelingen, die Menschheitsfamilie auf dem Weg zu diesen Zielen mit unaufhaltsamer Nachgiebigkeit voranzubringen? Was steht einer solchen Zuversicht im Weg? Und können die Religionen und die Kirchen einen hilfreichen Beitrag dazu leisten? Das sind Fragen, über die in den folgenden Kurseinheiten nachgedacht werden wird.

E02 Hoffnungsressourcen werden knapp: Angst macht sich breit.

Der taumelnden Welt gehen die Hoffnungsressourcen aus. Angst mehrt sich. Um diese wachsende Angst, ihre Folgen und ihr persönliches wie politisches Meistern geht es in diesem Modul der „Pastoraltheologie kompakt“.

Angst lässt sich von der Furcht unterscheiden, auch wenn beide Gefühlszustände alltags-sprachlich ineinander verfließen. Für die folgenden Analysen schlage ich vor, beide voneinander folgendermaßen abzugrenzen: Angst sitzt im Bauch, Furcht im Kopf. Angst ist irrational, Furcht rational. Angst lähmt, Furcht macht handeln. Angst ist überlebensschädlich, Furcht überlebens-nützlich.

Unsere Überlegungen zur Angst sind auf zwei Anliegen aufgeteilt. Plakativ formuliert geht es um „Angst verstehen“ und „in der Angst bestehen“. Die Arbeitsweise wird interdisziplinär sein: tiefenpsychologisch, politologisch, linguistisch, theologisch sowie sozioethisch.

Angst verstehen

Beim Anliegen, Angst zu verstehen, setzen wir tiefenpsychologisch an. Als Ausgangspunkt wähle ich den Entwurf der Tiefenpsychologin und Musiktherapeutin Monika Renz aus St. Gallen in der Schweiz.¹ Ihre Grundannahme: Angst haben wir alle. Das Entstehen einer tiefsitzenden Angst verortet sie in der vorgeburtlichen Entwicklung jedes einzelnen Menschen.

Urvertrauen und Urangst

Den Forschungen von Monika Renz liegt ein optimistisches Menschenbild zugrunde. Ihr ist an einer gedeihlichen Menschwerdung gelegen. Wie Religionen, aber auch wie psychologische Schulen wie jene von Carl Gustav Jung, nimmt sie an, dass die Entwicklung jedes Menschenwesens ihren Anfang in einer Art „paradiesischem Zustand“ nimmt. Es herrscht tiefes Einssein, noch ohne duales Bewusstsein. Dual ist mein Bewusstsein, wenn ich erlebe: Hier bin ich - dort die Welt. Die Grundstimmung ist „Urvertrauen“.

Mit dieser paradiesischen Grundstimmung gelangt das Menschenwesen in den Schoß seiner Mutter. Dann beginnt das eben duale Bewusstsein zu erwachen. Das Menschenwesen nimmt den Herzschlag seiner Mutter wahr. Das mag nach der paradiesischen Stille wie ein bedrohliches Getöse klingen. Jetzt kann sich Urangst ausbilden. Diese legt sich wie eine dunkle Seelenschicht über den Grund des Urvertrauens und verschüttet dieses. Sie prägt das Menschenwesen in der Tiefe seiner seelischen Erfahrung.

Die Urangst hat zwei Dimensionen, die ineinanderfließen und einander verstärken: Was auf mich einströmt und ich nunmehr wahrnehme, überfordert mich: Es ist mir zu viel oder zu wenig.

Monika Renz, die auch Theologin ist, setzt diese aufkeimende Urangst mit jener mythischen Paradieseserzählung in Verbindung, nach welcher das erste Menschenpaar vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte. Beim Erwachen des dualen Bewusstseins beginnt ein Menschenwesen sich selbst und die Welt wahrzunehmen, eben „zu erkennen“. (Zumal) nach der Geburt, vom bergenden und nährenden Mutterschoß abgenabelt, kann das „Zuwenig“ an Versorgung und Schutz bedrängend werden: Leben wird jetzt als verletzlich und endlich wahrgenommen. Wurde der Mensch aus dem Paradies vertrieben, damit er nicht auch noch vom Baum des Lebens, der Unsterblichkeit isst, also anders als die tierischen Lebewesen sich sterblich weiß?

Diese Urangst kann im Lauf des Lebens vielfältige, neue und sich wandelnde Gesichter finden. Eine eigene Studie aus der Zeit des Ankommens unzähliger Schutzsuchender zeigt, welche vielfältigen Ängste in dieser Zeit bei den ansässigen Bürger*innen entstanden sind. Zu den bereits vorhandenen Ängsten vor Krankheit oder dem Verlust geliebter Menschen, kam die Angst, den enormen Zustrom an Flüchtenden „nicht zu schaffen“. „Es kommen zu viele“: Ein Gefühl, das

¹ Renz, Monika: Angst verstehen. Tiefer als alle Angst liegt Urvertrauen, Freiburg 2019.

die Migrationspolitik Europas in unseren Tagen immer mehr bestimmt. Es kam aber auch die Angst auf, es bleibe „für uns zu wenig“, wenn so viele Menschen in den Arbeitsmarkt oder in das Sozialsystem einwandern. Zu den sozialen Ängsten gesellten sich kulturelle Überfremdungsängste. Man müsse, so ein lauter werdender Ruf in Europa, das christliche Abendland vor den einströmenden Muslim*innen retten. Der Zuzug so vieler führe zu einer „Umvolkung“, so wurde mit einem nationalsozialistischen Unwort argumentiert. Mit kämpferischen Buchtiteln wie: „Deutschland schafft sich ab“, befeuerte der Autor Thilo Sarrazin 2010 die Fremdenangst. Er blickte sorgenvoll auf den Geburtenrückgang der deutschen Bevölkerung und verwies auf die weit höhere Geburtenrate der einströmenden Muslime. Rassistisch gefärbter Antiislamismus machte sich breit.

Tiefenpsychologisch sind solche Entwicklungen plausibel. Das Fremde macht Angst, wenn es nicht in die eigene Seele integriert ist. Diese innere Angst wird sodann nach außen projiziert. Ein Beispiel für diesen Vorgang ist die Angst mancher Männer vor Frauen. Manche Männer haben, so in Anlehnung an Carl Gustav Jung, ihre anima, die jeder Mann in sich trägt, nicht in ihre Person integriert. Die innere Angst vor dem Weiblichen wendet sich nach außen und führt zu Frauenfeindlichkeit, Frauendiskriminierung und zu Femiziden.

Angst wird politisch genutzt

Angst ist ein kulturelles Phänomen mit weitreichenden politischen Auswirkungen. Die Linguistin Ruth Wodak aus Wien, die auch in Oxford lehrte, publizierte das bedeutende Werk „Politics of Fear“, Politik mit der Angst. In ihrer Studie hat sie die Parteiprogramme rechtsgerichteter Parteien in Europa sprachwissenschaftlich analysiert. Das Ergebnis: Politische Populist*innen nutzen die anwachsende Angst in den Bevölkerungen für das Akquirieren von Wählerstimmen. Damit sind sie derzeit weltweit erfolgreich. Statt bestehende Ängste durch eine weitsichtige „Politik des Vertrauens“ zu mindern, steigern sie durch eine kurzsichtige „Politik mit der Angst“ in Bierzeltreden und in Sozialen Medien gekonnt die Ängste der Menschen vor Krieg, vor Teuerung oder vor dem Verlust ihrer freien Selbstbestimmung durch eine Impfpflicht. Charakteristisch ist für sie ist ein nationalistisches Denken. Die allbekannten Slogans sind „America first“, „Italia prima“, „Österreich zuerst“. Oftmals geht mit dem Aufstreben der Nationalismen in immer mehr Mitgliedsländern der Europäischen Union eine EU-Feindlichkeit einher. Zwar wird die Europäische Union als „cash cow“, also als sprudelnde Geldquelle genutzt, zugleich aber massiv kritisiert. Die Folge: Mit Hilfe der geschürten Ängste gewinnen populistische Parteien immer mehr Stimmen der Bürgerinnen und Bürger. Solche Politiker*innen handeln nicht staatspolitisch im Sinn des nationalen, europäischen wie internationalen Gemeinwohls, sondern parteipolitisch. Zumeist sind diese populistischen Bewegungen nicht demokratiefreundlich. Sie setzen sich, wenn überhaupt, für eine „illiberale Demokratie“ ein, meinen damit den Abbau jener für die liberale Demokratie lebenswichtigen Einrichtungen wie unabhängige Gerichtsbarkeit oder freie Medien, Zeitungen, Radio oder Fernsehen. Dieser Demokratie- bzw. abbau soll auf demokratische Weise erfolgen. Ihr Ziel: In freien Wahlen an die Macht zu kommen, um die Demokratie durch eine autoritäre Regierungsform zu ersetzen.

Die Urangst mit ihren vielen Gesichtern zeitigt vielfältige Folgen. Wir verteidigen uns gegen sie. Zwar sitzt die Urangst im eigenen Inneren. Doch ohne es zu merken, verteidigen wir uns gegen sie durch äußere Handlungen. Bewährte Selbstverteidigungsstrategien gegen die innere Angst sind Gewalt, Gier und Lüge. Solche dunklen Strategien setzen zunächst geängstigte Personen in ihrem privaten Leben ein. Sie prägen aber auch die politische Kultur in Form von Kriegen, führen zu ökonomistischer Reichtumsmaximierung auf dem Rücken anderer und zu Lügen in der Form „alternativer Wahrheiten“, wie „Fake-news“. Diese Selbstverteidigungsstrategien sind Ausdruck des Bösen, das aus der Urangst entspringt. Dies lässt den Theologen und Psychologen Eugen Drewermann in seiner umfangreichen Analyse der Schöpfungsmythen aus der Bibel formulieren: Angst macht böse. Böse aber meint konkret: Angst entsolidarisiert. Eine Kultur der Rivalität wächst.

Monika Renz verwendet tiefenpsychologisch den Begriff der „Prägung“. Als Theologin sieht sie darin eine Erklärung des alten theologischen Bildwortes von der sogenannten „Erbschuld“. Das Wort kann leicht missverstanden werden, wenn es im Sinn von einem persönlichen Schuldigwerden gehört wird. Vielmehr erinnert der Begriff an eine Disposition zum unvermeidlichen Schuldigwerden, die in jedem Menschen virulent ist und böse Taten „gebiert“. „Erbschuld“ bedeutet dann im Rahmen des Erklärungsmodells von Renz: Urangst macht böse.

Angst im Aufwind

Diese tief sitzende Urangst erhält heute kräftigen kulturellen Aufwind. Der französische Politologe² Dominique Moïsi hält Angst für jene Emotion, welche heute in Nordamerika und in Europa die kulturelle Grundstimmung ist. Amerika sei, so titelte Frank Furedi, „A Culture of Fear“ (1987). Der Soziologe Heinz Bude bezeichnete Deutschland als eine Angstgesellschaft (2014). Seit dem völkerrechtswidrigen Golfkrieg herrsche, so Dominique Moïsi, in der arabischen Welt die Emotion der Demütigung vor. Der Angriff des „christlichen Westens“ im Jahre 2003 gegen den irakischen Machthaber Saddam Hussein unter Vortäuschung von falschen Gründen habe die arabisch-muslimische Welt tief gedemütigt. Moïsi diagnostiziert nicht nur die „emotionale Färbung“ von Weltregionen. Er betont zugleich, dass diese Emotionen immer mehr die Weltpolitik prägen. So vermutet er beispielsweise, dass die westliche Demütigung der arabischen Welt die Ursache für den islamistischen Terror ist.

In der Angst bestehen

Die hohe Lebenskunst der Menschwerdung besteht darin, zu werden, was wird sind: liebende Menschen, so der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart. Genau dieses Lebensprojekt wird durch Angst behindert. Angst führt in die Enge: im Lateinischen steht für Beides „angustia“, eben Enge. Liebende Solidarität lebt aber von der Weite, von der Fähigkeit, von sich selbst abzusehen und sich für jemand oder für etwas zu verausgaben, so die großen Seelenkennner Viktor Frankl und Erich Fromm. Der Vers aus dem Psalm 18,20 bringt diese anthropologische Weisheit auf den Punkt: „Er führte mich hinaus ins Weite, er befreite mich, denn er hatte an mir Gefallen.“

Wer hingegen nicht „die Weite“ meistert, wird „das Weite“ suchen. Ein solcher Mensch bricht nicht aus seiner das Leben mindernden Enge aus, in der ein Mensch um sich selbst kreist, was krank machen kann. Vielmehr flüchtet ein angstgeprägter Mensch vor dem Leben und seinen Herausforderungen leicht in Drogen, Alkohol, gespieltes Leben, in mediale Blasen, in Krankheit, in sektoiden Gruppen. Erwin Ringel, herausragender österreichischer Psychoanalytiker, erforschte den Weg eines Menschen in einen Selbstmord. Den seelischen Zustand vor einem solchen Schritt bezeichnete er als das „präsuizidale Syndrom“. Die Welt werde dabei immer enger und angstbesetzter. Der Selbstmord erscheint dann als Sprung aus der erlittenen Unerträglichkeit ins Nichts oder in ein besseres Leben.

Damit die Seele von der Angst nicht „aufgegessen“ wird, wie ein afrikanisches Sprichwort es weise formuliert, werden Wege gesucht, in der Angst bestehen zu können. Wohlgemeinte, schon gar nicht moralische Zurufe erweisen sich als undienlich. Appelle machen lediglich die Angst bewusst und vermehren letztlich ihre schädliche Wirkung. Um in der Angst zu bestehen, ist nach anderen heilsamen Wegen zu suchen. Neuerlich erweist sich das tiefenpsychologische Modell von der Entstehung der Urangst bei Monika Renz als hilfreich.

Vorweg ein kleiner Hinweis. Manche Menschen meinen, dass die Angst eines Menschen durch Sicherheit bestanden werden könnte. Das verschafft Versicherungsagenturen sowie Produzenten von Sicherheitsvorkehrungen wie Schlösser oder Alarmanlagen ein gutes Geschäft. Hilft das alles aber wirklich gegen die Ängste der Menschen? Auch populistische Politiker versprechen den Menschen Sicherheit, beispielsweise durch Stacheldrahtzäune oder Abschiebungen von

² Moïsi, Dominique: Kampf der Emotionen. Wie Kulturen der Angst, Demütigung und Hoffnung die Weltpolitik bestimmen, München 2009.

Asylsuchenden. Es macht nachdenklich, dass Menschen, die Schutzsuchende persönlich kennen und sich für sie einsetzen, weit weniger Flüchtlingsängste haben als jene, die nur über Medien von Flüchtlingen hören. Was also kann wirklich helfen, in der Angst zu bestehen?

Der anthropologische Ansatz von Monika Renz legt nahe, dass jeder Mensch das in sich trägt, was ihn in der Angst bestehen lässt. Der Untertitel ihres Buches deutet darauf hin: Tiefer als alle Angst „lagert“ auf dem Seelengrund das in das Leben mitgegebene Urvertrauen. Aus diesem heraus kann ein Mensch glauben, hoffen und vor allem lieben: wozu er geschaffen ist. Das führt zur Kernfrage: Wie kann dieses anwesende, aber durch die Urangst verschüttete Urvertrauen gleichsam „angezapft“ werden? Mit welchen Tools kann die Schicht der Urangst durchdrungen werden? Renz verweist dabei auf Rituale. Diese sind wie „Fahrzeuge“ hinein die das bergende Urvertrauen. Rituale lassen in Erzählungen und Symbolen „erfahren“, mit dem bergenden Grund des Lebens verbunden zu sein. Solche Rituale schaffen also die Erfahrung von Verbundenheit, von Einung, One-ing, connectedness.

Seit Menschengedenken werden solche Rituale als religiös verstanden. Verbundenheit mit dem Heiligen und Göttlichen als dem Grund des Lebens erfahrbar zu machen, ist eines der heilsamen Geschenke einer Religion. Das kann bereits aus dem Begriff „Religion“ herausgelesen werden. Zwar gibt es mehrere Meinungen dazu, welchem lateinischen Wort sich „Religion“ verdankt. Manchen nehmen an, dass sich Religion von religere herleitet: dieses Wort bedeutet „rücksichtsvoll beachten“. Möglich wäre auch re-legere: „wieder, neuerlich lesen“; Religion wäre dann eine Art Relektüre des Lebens. Nimmt man hingegen re-ligare als Herkunftswort, dann bedeutet Religion eben „Rückbindung“.

Mit ihrem Selbst, ihrem göttlichen Grund, verbundene Menschen können in der Angst bestehen. Monika Renz führt in dieser Frage neuerlich Theologie und Tiefenpsychologie zusammen. So deutet sie die Erfahrungswelt des Jesus von Nazaret mit ihrem tiefenpsychologischen Modell. Sie nimmt an, dass der „Mystiker aus Nazaret“ ein Sonderfall unter den Menschen ist. Er sei als der „Sohn“ mit seinem göttlichen „Vater“ dauerhaft verbunden gewesen. Dabei war ihm, war er doch durch und durch Mensch, die Angst nicht fremd: Die Angst vor dem Tod trieb ihm, was medizinisch möglich ist, im Garten auf dem Ölberg das Blut aus den Poren seiner Haut. Die Todesangst am Kreuz ließ ihn laut aufschreien. Aber weil er sich auch in der extremsten aller Ängste, der Angst vor dem Tod, mit dem Grund seiner Existenz, die er „Vater“ nannte, existentiell verbunden wusste, konnte er auch in diesen Ängsten bestehen.

Laut der tiefenpsychologisch versierten Theologin Monika Renz, ergeht es allen übrigen Menschen anders. Sie sind nicht dauerverbunden. Vielmehr gilt es, die labile Verbindung in Wiederholungen ständige neu herzustellen, also die Schicht der Urangst immer wieder zu durchdringen. Eben das „leisten“ die religiösen Rituale. Rituale leben von der Wiederholung von sinnlicher Erfahrung des nicht Sinnhaften.³ Sie ordnen den verängstigten Menschen in eine heilige Ordnung ein und bringen so das Leben „in Ordnung“.⁴ Deshalb kann eine Mutter ihrem weinenden Kind sagen: Sei still, „es ist alles in Ordnung“ – und das inmitten der Bedrohlichkeit der realen taumelnden Welt.

Platzhalter

Das, was in außeralltäglichen religiösen Ritualen geschieht, kann auch in unterschiedlichen alltäglichen Situationen erfahren werden. Solches geschieht immer dann, wenn in Begegnungen und Vorgängen bruchstückhaft Vertrauen erlebt wird. Diese erinnern nicht nur an das Urvertrauen, sondern bringen dieses zum Schwingen. Solche Erfahrungen „kleinen Vertrauens“ sind dann wie Platzhalter für das Urvertrauen auf dem Grund der Existenz.

³ Lorenzer, Alfred: Das Konzil der Buchhalter. Eine Ritentheorie, Frankfurt 1980.

⁴ Peter L. Berger: The Sacred Canopy, New York 1967.

In der frühkindlichen Zeit sind es elterliche Menschen, die durch Geborgenheit und Bindung im Kind belastbares Vertrauen aufblühen lassen.⁵ Mit den elterlichen Menschen zusammen tragen Kindergärten und Schulen zum Aufbau und zur Festigung des Vertrauens eines heranwachsenden Menschen bei. Bildung in allen Altersstufen kann Angst in Furcht, Ängste in Befürchtungen wandeln. Dadurch kann sich die lähmende Kraft der irrationalen Emotion der Angst abmildern. Eltern und Bildungseinrichtungen erweisen sich dabei als Platzhalter für die letztlich paradiesische Quelle des Urvertrauens.

Erfahrung von Vertrauen kann auch eine „Politik des Vertrauens“ vermitteln. Eine solche Politik wäre der Kontrapunkt zu einer „Politik mit der Angst“, welche Angst missbraucht und zugleich nährt. Eine gute Politik kann Ängste in Furcht und Befürchtungen umwandeln und diese durch geeignete politische Maßnahmen zähmen.

Die kleinen Erfahrungen von Vertrauen in der Menschenbildung wie in der Politik lassen sich, in theologische Sprache übersetzt, als „säkulare Sakramente“ des Urvertrauens verstehen. Wie religiöse Sakramente verweisen sie auf das Urvertrauen. Sie decken dieses auf und stärken zugleich die Einbindung eines von Urangst bedrängten Menschen in jenes Urvertrauen, das letztlich auf dem Grund der Existenz wohnt. Carl Gustav Jung nennt es „das Selbst“. Für die Religionen der Welt trägt diese Quelle den Namen Gott. Urvertrauen ist dann deckungsgleich mit Gottvertrauen. Wem es geschenkt ist, kann erhobenen Hauptes selbst in der Todesangst bestehen. Damit wird der Weg geebnet, um in einem lebenslangen Reifungsprozess zu einem liebenden Menschen heranzureifen. Der Text aus dem Dokument „Unsere Hoffnung“ bringt solche Zusammenhänge in beeindruckender Stringenz zum Ausdruck:

„Die Hoffnung auf die Auferweckung der Toten, der Glaube an die Durchbrechung der Schranke des Todes macht uns frei zu einem Leben gegen die reine Selbstbehauptung, deren Wahrheit der Tod ist. Diese Hoffnung stiftet uns dazu an, für andere da zu sein, das Leben anderer durch solidarisches und stellvertretendes Leiden zu verwandeln. Darin machen wir unsere Hoffnung anschaulich und lebendig, darin erfahren wir uns und teilen uns mit als österliche Menschen. ‚Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben hinüberschritten sind, weil wir die Brüder lieben; wer nicht liebt, der bleibt im Tode‘ (1 Joh 3,14).“

⁵ Ahnert, Liselotte: Wieviel Mutter braucht ein Kind, Weinheim 2020.

E03

Religionen – oft Teil des Problems, nicht der Lösung

Religionen sind ambivalent. Wie alles Menschliche haben sie helle wie dunkle Seiten. In unserer taumelnden, angstgeschüttelten Welt sind sie nicht nur ein Segen, sondern können das Bedrohliche verstärken. Um es mit einer von Papst Franziskus geprägten Formel zu sagen: Religionen sind oft Teil des Problems, nicht der Lösung.

So werden Religionen bis heute zur Rechtfertigung inhumaner Gewalt missbraucht. Und dies geschieht mit schwerwiegenden Folgen für die Religionen und ihre Reputation. Davon handelt dieses Modul der „Pastoraltheologie kompakt“.

Legitimation von Gewalt

An drei Beispielen soll dieser Missbrauch von Religionen skizziert werden, der zumeist im Interesse der Machthaber, aber auch der Religionsführer liegt. Das erste Beispiel stammt aus der Geschichte des Christentums in Europa. Das zweite entnehme ich der islamischen Welt. Beim dritten Beispiel fällt der Blick auf die Russisch-Orthodoxe Kirche und den Machthaber der Russischen Föderation.

Der Dreißigjährige Krieg

Nach der Reformation, im 17. Jhdt., wütete in Europa Dreißig Jahre lang ein blutiger Krieg. Seine Auswirkungen waren verheerend. Durch den Krieg, die Pest und Hungersnöte starben in manchen Regionen 70% der Bevölkerung. Der ursprüngliche Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten entwickelte sich zu einem europäischen Machtkampf.

Zum Hintergrund: Auf dem Reichstag in Worms im Jahre 1521 hatte sich Martin Luther standhaft geweigert, seine Lehren zu widerrufen. „Hier steh ich und ich kann nicht anders!“, Mit diesen Worten verteidigte er seine Entscheidung. Daraufhin wurde über ihn die Reichsacht verhängt. Das hieß: Die Lektüre und das Verbreiten seiner Schriften wurden verboten, jeder durfte ihn nach Rom „ausliefern“ und niemand durfte ihn beherbergen. Er war quasi Freiwild. Im Gegensatz zu dem Reformator Jan Huss, der etwas mehr als hundert Jahre zuvor wegen seiner [wie man damals sagte] „erketzlerischen“ Lehren auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war, hatte Luther allerdings noch Glück.. Es gab heftige Spannungen zwischen dem Kaiser und einer Reihe von Reichsfürsten, die nach Unabhängigkeit vom Reich strebten. So versteckte der Kurfürst Friedrich der Weise (von Sachsen) Luther 10 Monate auf der Wartburg.

Schon im Religionsfrieden von Augsburg im Jahre 1555 wurde die Friedensformel „cuius regio eius et religio“ geschmiedet: Der jeweilige Herrscher konnten die Religion seiner Untertanen bestimmen. Diese Friedensformel konnte aber nicht verhindern, dass die nunmehr konfessionell eingefärbten politischen Spannungen eskalierten. Die protestantischen Stände in Böhmen begeherten gegen das katholische Herrscherhaus auf.

Nun gab es eine enge Verbindung von Thron und Altar im Katholizismus. Aber auch zwischen den Reichsfürsten und den Kirchen der Reformation: Reichsfürsten fungierten sogar als Landesbischöfe. Das zeitigte dunkle Folgen: Die politischen und in deren Folge kriegerischen Auseinandersetzungen waren konfessionell eingefärbt. Die alte katholische Kirche legitimierte das Handeln des katholischen Kaisers, die junge protestantische Kirche jenes der Fürsten und Machthaber des Nordens. Im Dreißigjährigen Krieg kämpften beide Seiten „im Namen Gottes“. In seinem Namen wurde aufs Grausamste gemordet und geplündert. Beide Konfessionen hatten blutige Hände und standen nicht für den Frieden, sondern für den Tod.

Als 2017 feierlich 500 Jahre Reformation gedacht wurde, feierten Lutheraner und Katholiken in Lund gemeinsam. Papst Franziskus stand zusammen mit der lutherischen Bischöfin Antje Jackelén der Feier vor. In dieser sprach der Ökumenekardinal Kurt Koch folgende Fürbitte:

„Lutheraner und Katholiken ... haben akzeptiert, dass das Evangelium mit den politischen und ökonomischen Interessen der Machthaber verwoben wurde. Ihr Versagen

führte zum Tod von Hunderttausenden von Menschen. Wir bedauern zutiefst die bösen Dinge, die Katholiken und Lutheraner einander angetan haben.

Religion war also ein Teil des Problems, nicht der Lösung.

Die Folgen dieses evangeliumswidrigen Handelns der christlichen Konfessionen waren enorm. Es führte zu einem fatalen Niedergang des Christentums in Europa. In Frankreich ertönte Voltaire „Ecrasez l'infame“ - rottet sie aus die Infame – gemeint war die Kirche!). Er verwies darauf, dass die Kirchen keinen Landfrieden gebracht hätten. Konsequenterweise forderte der Aufklärer Voltaire eine Religion ohne die Kirchen, eine Weltreligion der Philosophen. Die französischen Atheisten waren der Ansicht, dass eine Welt ohne Gott menschlicher und friedlicher sei: eine Hoffnung, die sich bislang nicht bewahrheitet hat. Das Versagen der christlichen Konfessionen bestand darin, unmenschliche Gewalt im Namen Gottes zu legitimieren.

Islamismus

Keine Religion ist vor Missbrauch gefeit. Das zeigt sich auch heute noch drastisch an der Politik des sogenannten Kalifats, des Islamischen Staates. Menschen werden gekreuzigt, in Käfige gesperrt und angezündet. Im Namen Allahs explodieren Autobomben. Islamisten sprengen sich mit Sprengstoffgürteln selbst in die Luft und reißen dabei viele Unschuldige mit in den Tod. All jene, die in Gefängnissen Widerstand leisten, werden gefoltert. Die Bilder der Grausamkeit stehen den Kupferstichen aus dem Dreißigjährigen Krieg in nichts nach. Ihr Terror soll die Menschen verängstigen und verunsichern.

Die Kämpfer des islamistischen Staates nennen sich selbst „Gotteskrieger“. Ihre Gewalttätigkeit rechtfertigen sie mit dem Qur'an. In diesem finden sich allerdings nur wenige Suren über den Krieg. Vielmehr wird in der Sure 8 vor der Verderblichkeit des Krieges gewarnt. Ausdrücklich heißt es: „Allah liebt die Unheilstifter nicht“ (Sure 5,64). Die Anführer des islamistischen Staates können sich genau genommen nicht auf Allah berufen, auch wenn sie beim Zünden von Sprengsätzen „Allahu Akbar“ rufen.

Es gibt islamische Theologen wie Mouhanad Khorchide, die sich vehement gegen die Legitimation von Gewalt durch Allah einsetzen. Der Islamische Fatwa-Rat für religiöse Orientierung hat erklärt, dass der Terror der Hamas gegen Israel gegen die Gesetze des Qur'an verstößt.⁶ Gestützt auf den Qur'an sei eine Absage an Gewalt im Namen Allahs erforderlich. Zudem erschwert Gewalt einen friedvollen „Europäischen Islam“ zu entwickeln. Einen solchen habe es im mittelalterlichen Südspanien bereits gegeben. Für einen gewaltfreien Islam stehe die lange Tradition der islamischen Mystik bei den Sufis. Die Karmelitin Teresa von Avila und der Karmelit Johannes von Kreuz pflegten mit islamischen Mystikern regen „interreligiösen“ Austausch.

Und heutzutage? 2019 haben sich der Großimam Ahmad Al-Tayyib und Papst Franziskus deziert gegen den Missbrauch Gottes zur Rechtfertigung von Krieg und Gewalt ausgesprochen. So schrieb Papst Franziskus in seiner Enzyklika über die universelle Geschwisterlichkeit mit dem Namen Fratelli tutti:

„Bei dem brüderlichen Treffen mit dem Großimam Ahmad Al-Tayyib, an das ich mich freudig erinnere, erklären wir mit Festigkeit, dass die Religionen niemals zum Krieg aufwiegeln und keine Gefühle des Hasses, der Feindseligkeit, des Extremismus wecken und auch nicht zur Gewalt oder zum Blutvergießen auffordern. Diese Verhängnisse sind Frucht der Abweichung von den religiösen Lehren, der politischen Nutzung der Religionen und auch der Interpretationen von Gruppen von religiösen Verantwortungsträgern, die in gewissen Geschichtsepochen den Einfluss des religiösen Empfindens auf die Herzen der Menschen missbraucht haben [...]. Denn Gott, der Allmächtige, hat es nicht

⁶ <https://www.israelnetz.com/islamischer-fatwa-rat-hamas-verstoest-gegen-koran/>

nötig, von jemandem verteidigt zu werden; und er will auch nicht, dass sein Name benutzt wird, um die Menschen zu terrorisieren“.⁷ (FT 285)

Falsch verstandene Sinfonie

Das dritte Beispiel für den Missbrauch von Religion für inhumane Gewalt betrifft die Unterstützung des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine durch den Russisch-Orthodoxen Patriarchen Kirill I. Der Patriarch segnet Soldaten und Waffen, verheißt den im Krieg Gefallenen den Einzug in den Himmel und fordert die Bevölkerung zur Unterstützung des Krieges auf. Hinzu kommt, dass er den Expansionskrieg der Regierung zu einem metaphysischen Kampf gegen den moralisch verkommenen Westen umdeutet. Der Bruch des Völkerrechts durch die russische Regierung wird vom Patriarchen gesegnet.

Ein solches Zusammenspiel zwischen Staat und Kirche hat in Russland eine lange Tradition. Schon der Zar Peter der Große hatte sich in absolutistischer Manier den Einfluss auf den Heiligen Synod gesichert. Diesem stand kein Patriarch mehr vor, sondern ein Stellvertreter des Zaren. In der Zeit des atheistischen Leninismus und Stalinismus suchten die wieder eingesetzten Patriarchen erträgliche Verhältnisse für die Kirche, die Priester und die Gläubigen auszuhandeln. Nach dem Ende des ideologisch atheistischen Staates Anfang der 1990er Jahre, kehrte Russland wieder zum russischen Modell der Sinfonie zwischen Staat und Kirche zurück. Beide arbeiten zum Wohl des Landes wie Musiker in einem Orchester zusammen. Bei einem solchen Zusammenspiel kann die Religion leicht zum Problem werden, da sie, vom Staat abhängig, eventuelle unmoralische Machtausübung des Staates nicht prophetisch kritisiert, sondern wortreich legitimiert.

Theologisch besehen ist es eine Kernaufgabe des Leiters einer christlichen Kirche sicherzustellen, dass die anvertraute kirchliche Gemeinschaft in der Spur des Evangeliums bleibt. Angenommen, Patriarch Kirill feiert in diesen Kriegszeiten am Morgen einen Gottesdienst und hört in der Lesung aus der Bergpredigt: „Selig die Frieden stiften!“, „Selig, die keine Gewalt anwenden!“ Die Worte gehen ihm zu Herzen. Nach der Messe müsste er zu seinem roten Telefon eilen, um das Mitglied seiner Kirche, den Präsidenten, anzurufen. Er müsste ihm in prophetischer Weise zurufen: Hör auf, Gewalt anzuwenden. Stifte einen gerechten Frieden mit der Ukraine.

Eben das macht der Patriarch aber nicht. Zu viele kircheneigene Interessen bewegen ihn dazu, sich der gewalttätig-aggressiven Politik des Staates gegen die Ukraine anzuschließen. Allem voran die Möglichkeit Millionen von einst verlorenen Kirchenmitgliedern wiederzuerlangen.

Als im Jahre 1991 die Sowjetunion von Michail Gorbatschow aufgelöst wurde, war über Nacht die Ukraine nicht mehr automatisch „kanonisches Territorium“ der Russisch-Orthodoxen Kirche. Sie hat umgehend vierzig Millionen Mitglieder verloren. Unter kanonischem Territorium verstehen die Orthodoxen, dass die Bewohner eines Landes der jeweiligen nationalen orthodoxen Kirche angehören.

Zwar bestand in der nunmehr eigenständigen Ukraine eine Russisch-Orthodoxe Kirche weiter. Es bildeten sich aber gleich mehrere nationale Ukrainisch-Orthodoxe Kirchen. Patriarch Bartholomaios von Konstantinopel sorgte für deren Anerkennung. Nun zielen die staatlichen Kriegsherrn in Russland in ihrer Kriegsrhetorik auf eine Auslöschung der Eigenstaatlichkeit der Ukraine ab. Die Russisch-Orthodoxe Kirche würde in diesem Fall ihr verlorenes kanonisches Territorium wiedererlangen. Das würde ihr Millionen von langfristig verlorenen Kirchenmitgliedern zurückbringen.

Die Eigenständigkeit der Ukraine führte zudem dazu, dass das Höhlenkloster Lavra, das eng mit der Taufe der Rus im Jahre 988 verbunden ist, in Kyiv ist. Das Kloster gehört dem ukrainischen Staat. Der Klostergemeinschaft war von der Regierung der Ukraine vorgeworfen worden, im Krieg propagandistisch auf der Seite Russlands zu stehen. Solches Agitieren trifft nun gewiss nicht auf

⁷ Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt, Abu Dhabi, Vereinigte Arabische Emirate (4. Februar 2019), in: L'Osservatore Romano 49 (2019) 7 (15. Februar 2019), 8f.

die gesamte Russisch-Orthodoxe Kirche Moskauer Patriarchat in der Ukraine zu. Zwischen dieser und dem Patriarchen in Moskau ist es sogar zu erheblichen Spannungen gekommen. Auch in der Russisch-Orthodoxen Kirche innerhalb Russlands gibt es vereinzelt kritische Stimmen unter Priestern und einfachen Kirchenmitgliedern. Hier ist mitzubedenken, dass diese alte christliche Kirche in drei Schichten aufgebaut ist. An der Spitze steht der Patriarch, darunter ist die Ebene der Bischöfe, die unterste Schicht bilden die Gemeinden und ihre Pfarrer.

Das Konzept des kanonischen Territoriums begünstigt eine Vermengung zwischen religiösen und nationalen Interessen. Auch in anderen orthodoxen Kulturen wie etwa in Moldawien oder in Serbien sind nicht nur die Kirchenleitungen, sondern auch die Kirchenmitglieder national bis nationalistisch gesinnt.

Die Legitimation des völkerrechtswidrigen Angriffskrieges durch die Russisch-Orthodoxe Kirchenleitung wird in der weltweiten Ökumene kritisch gesehen: eine Kritik, die ich teile. Eine vornehme Kritik im Modus des Fragens entnehme ich einem Bericht des Rabbiners der North London New Synagogue Jonathan Wittenberg. Dieser hatte 2023 an einem Gedenken des Massakers der Nazis in Babi Yar, einer Schlucht in der Nähe von Kyiv, teilgenommen. In zwei Tagen, vom 29. bis zum 30. September 1941, waren 33771 Juden von den Nazi-Schergen ermordet worden. Dimitrij Schostakowitsch hatte seine 13. Sinfonie der Trauer über die vielen Gemordeten gewidmet. Beim Gedenken dabei war auch der ukrainische Bischof Sviatoslav Shevchuk. Jonathan Wittenberg formuliert zunächst eine bedrängende theologische Frage: „Was soll man sagen, wenn ein ukrainischer Bischof in Kyiv fragt: ‚Hat Gott uns vergessen?‘ Wo ist die Religion in diesem Krieg? Das ist eine herausfordernde Frage.“⁸ Auf diese schwergewichtige Frage gibt der Rabbiner eine Antwort, die typisch für die jüdische Logik ist: Hat man nämlich keine Antwort, erzählt man eine Geschichte. Und eine solche Story erzählte nun der Rabbiner: „Vielleicht ist (Patriarch Kirill's) Gott auch ein Wehrpflichtiger, der für eine gottlose Sache einberufen wird – wie so viele dieser Soldaten, die in einem Krieg, den sie nicht verstehen, gnadenlos in den Tod geschickt werden?“⁹ Gott steht also nicht auf der Seite der Kriegstreiber. Er versteckt sich in den Leidenden, um mitleiden. Das Leiden Jesu am Kreuz erweist sich als eine „compassio continua“, ein fortwährendes Mitleiden.

⁸ “What can you say when a Ukrainian bishop in Kyiv [Sviatoslav Shevchuk] asks ‘has God forgotten us’? Where is religion in this war? It’s a challenging question.”

⁹ “Maybe his God – like so many of those soldiers sent mercilessly to their deaths in a war they don’t understand – is a conscript too, co-opted into a godless cause.” Guardian-Online, 23.2.2023.

E04

Gottesbildergalerie

“We often create God in our image, rather than the other way around.” – Oft schaffen wir Gott nach unserem Bild, als andersherum!” So der Mystiker aus Neumexiko, der Franziskaner Richard Rohr.¹⁰ Welche Bilder von Gott aber haben die Menschen heute? Die Europäische Wertestudie, erhoben zwischen 1982-2021, ist dieser Frage nachgegangen und hat die Verbreitung unterschiedlicher Gottesbilder eruiert. So lautete in der Europäischen Wertestudie die Frage nach dem Gottesbild:

„Welche dieser Aussagen kommt Ihren Überzeugungen am nächsten? Nur eine Antwort ankreuzen.

1. *persönlicher Gott*
2. *Geist oder Lebenskraft*
3. *Ich weiß nicht, was ich denken soll*
4. *kein geistiger Gott oder Lebenskraft“*

Historisch sind in Europa diese vier Gottesvorstellungen nacheinander entstanden. Sie haben sich im Lauf der jüngeren Geschichte Europas, vor allem nach den Erschütterungen des 30jährigen Krieges, ausgeformt. Zuerst wurde die Religion entkirchlicht, genauer entkonfessionalisiert, weil die Konfessionen nicht den Landfrieden gebracht haben, sondern wie Kaiser und Fürsten Blut an den Händen hatten. Voltaire schlug daher eine Religion ohne die Kirchen vor: also eine Art „Religion der Philosophen“, eine natürlichen Religion ohne Offenbarung. Dabei blieb aber die Entkirchlichung der Religion nicht stehen. Denn die in den Krieg verwickelten Konfession zerstörten nicht nur ihren eigenen Ruf, sondern brachten auch Gott in Misskredit. Der Weg zur atheistischen Leugnung eines solchen Gottes war dann nicht mehr weit.

Heute finden sich diese unterschiedlichen Gottesbilder in den Kulturen Europas – mit jeweils unterschiedlichen Verteilungen – nebeneinander, so die Daten der Europäischen Wertestudie. Diese vier Möglichkeiten lassen sich jeweils mit einem Etikett versehen: theistisch, deistisch, agnostisch und atheistisch. In einer Art „Gottesbildergalerie“ sollen diese vier Gottesbilder kurz vorgestellt und durch ein fünftes, das panentheistische, ergänzt werden. Atheisten, Theisten werden im Folgenden als Genus Begriffe verwendet und daher nicht gegendert.

Atheistisch

Die Vorsilbe „a“ verdankt der A-Theismus der griechischen Sprache. Es bedeutet so viel wie „nicht“. Dazu kommt das Hauptwort „theos“, also Gott. Der Atheist signalisiert damit, dass er nicht an einen Gott oder ein höheres Wesen glaubt. Atheisten definieren sich also sprachlich durch eine Verneinung. Die „Wirklichkeit“, in der sie sich mit ihrem Leben eingerichtet haben, ist gott-frei, gott-los.

Meine Studien belegen allerdings, dass es für die Befragten „den“ Atheismus als solchen nicht gibt. Vielmehr zeigen sich unterschiedliche Gewissheitsgrade: Die Skala reicht von einem pragmatischen „Atheismus light“ bis zum voll überzeugten friedlichen oder kämpferischen Atheisten. Diese unterschiedlichen Atheisten leugnen Gott also nicht mit gleicher „Glaubensenergie“. Gottesverneiner wie Gottesanhänger sind somit beide irgendwie „gläubige Menschen“. *Die einen glauben Gott aus ihrem Leben hinaus, die anderen in dieses herein.*

Manche Atheisten gleichen religiösen Fundamentalisten. Sie sind sich ihrer Position ganz sicher. Sie wissen, wie Gott ist, an den sie entweder glauben oder den sie „wegglauben“. Beiden ist fremd, dass wir letztlich über Gott, als dem großen Geheimnis der Welt, nichts wissen und uns kein Bild von ihm machen können. Dennoch versuchen Menschen, sich mit ihrem Verstand dem Geheimnis anzunähern: Sie streben nicht danach, Gott zu begreifen, sondern sein unbegreifliches Geheimnis mit ihrer kosmisch unbehausten Seele zu „bewohnen“. Sie sind Mystiker:innen, also im Ge-HEIM-nis da-HEIM. Auf dieses Geheimnis setzen sie ihr Leben. Mit Paulus können sie sagen: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28). Vielleicht gibt es Atheisten, die ein Grundvertrauen ins Leben haben,

¹⁰ CAC 12.12.2024.

diesen Grund aber nicht Gott nennen wollen oder dieses kulturell dazu auch nicht vermögen. Könnte es also sein, dass überzeugte Atheisten zu früh zu fragen aufhören?

Agnostisch

Der Biologe Thomas Henry Huxley lebte im 19. Jhd. und gilt als „Erfinder“ des modernen Agnostizismus. Dessen Grundbotschaft lautet: „Man kann es nicht wissen“, ob es einen Gott gibt oder nicht. Huxley stütze sich dabei auf asiatische, griechische und auch römische Vordenker.

Als Agnostiker bezeichnen sich Menschen oftmals dann, wenn es in einer Kultur verpönt ist, sich als Atheist zu deklarieren. Meine Religionsstudien stützen diesen Verdacht. Denn in vielen Fragen des persönlichen Lebens und gesellschaftlichen Zusammenlebens nehmen Atheisten und Agnostiker ähnliche Positionen ein.

Agnostizismus ist ein stiller Protest gegen vollmundig vorgetragenes Wissen über Gott und gegen dessen moralische Weisungen und dessen Pläne mit der Welt. Auch widersetzen sich Agnostiker dem Versuch, Gott mit zwingenden Argumenten beweisen zu müssen. Man kann gewiss gute Gottesgründe haben, aber Gottesbeweise? Der Philosoph Immanuel Kant riet, nicht auf solche zu setzen.

Auch warnt der Agnostizismus davor, sich ein Bild von Gott zu machen. Die jüdische Tradition hatte in seiner Spätzeit ein solches ihren Gläubigen strikt untersagt. Vergessen scheint selbst in der katholischen Welt auch, dass eine Kirchenversammlung im Lateran im Jahre 1215 folgenden Lehrsatz aufstellte: „Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen nicht eine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ Negative Theologie nennen dies Fachleute. Sie lehnt die Haltung ab, Gott zu brauchen und zu gebrauchen. Wahrhaft Gottgläubige brauchen Gott nicht, denn dieser ist zu nichts zu gebrauchen. Und wenn schon Gott mit „brauchen“ in Verbindung gesetzt wird, dann eben, dass Gott uns Menschen braucht, damit seine Schöpfung vorankommt; Immer mehr Himmel soll auf die Erde kommen, indem die Liebe wächst.

In einer der größten Fragen der Menschheit ist gerade die beste christliche Theologie „agnostisch“: „Warum lässt Gott unschuldige Menschen leiden?“ Große Theologen wie Romano Guardini oder Karl Rahner sagten, dass dies die erste Frage sei, die sie Gott stellen, wenn sie bei ihm ankommen. Vor dieser Frage sind sie ratlose Agnostiker geblieben.

Das letzte Buch des Zweiten, Neuen Testaments will die unschuldig Leidenden in der Verfolgung der jungen Kirche in Rom trösten. Der Wiener Fundamentaltheologe Wolfgang Treitler vergleicht in einer Auslegung eines Trosttextes aus dem siebten Kapitel der sogenannten Offenbarung des Johannes ((Offenbarung 7,9.14b-17)) die damalige Zeit mit der heutigen: der Ukrainekrieg und das unbegreifliche Leid vieler Unschuldiger waren gerade drei Monate alt:

„Wie sich die Zeiten doch gleichen: Als die Offenbarung geschrieben wurde, wüteten in Rom wahnsinnige Kaiser. Sie setzten ganz offen auf Gewalt, Zerstörung und Morden; sie spielten sich damit als Herren der Welt, ja als Götter auf, die willkürlich über Leben und Tod von Menschen entscheiden. – Heute wüten ein Mann und seine Gefolgsleute an vielen Fronten, in Syrien, in der Ukraine, in Kasachstan, in Georgien, in Tschetschenien. Gewalt, Zerstörung und Morden laufen vor ihm her und folgen den Spuren seiner Männer. Angst wird über Drohungen aufgebaut, ihnen folgt Terror.

Und doch sehe ich einen Unterschied: Nach 2000 Jahren unsagbar vieler Gewaltexzesse, die seit den Tagen der Offenbarung des Johannes auf Menschen niedergingen, wirken diese paradiesischen Bilder auf mich verbraucht und hilflos. Wer wendet denn wirklich die Tragödien, die Menschen einander bereiten?

Am Ende der Offenbarung ruft der Schreiber selbst nach dem rettenden Messias – fast so, als traute er seinen eigenen Bildern und Visionen nicht ganz. Der rettende Messias soll das Ende der Zeiten sein, definitiv und endgültig. Er soll nicht nur das Ende der tödlichen Zeiten sein, sondern aller Zeiten, weil jede Zeit noch ihre Gewalt hervorbrachte.

Dieser Ruf aus der Drangsal ist größer als all die Bilder, die ihm vorausgehen. Es ist ein Ruf nach dem Messias, nach dem Gesandten Gottes aus der Tiefe der Gewalterfahrungen, ein Ruf,

der zweideutig bleibt. Denn: Warum kommt Gott nicht und macht dem allen ein Ende? Warum nicht?

Glaubende Menschen haben eine Frage mehr, und das ist die Frage nach Gott und nach der Unverständlichkeit, die mit dieser Frage mitkommt. Wenn ich diese Frage aufgäbe, dann ergäbe ich mich endgültig dem Schrecken, der Gewalt. Und doch: Eine Antwort auf diese Frage habe ich nicht, ich erwarte sie nicht mehr in meiner Lebenszeit und auch nicht für die Zeiten, die ich überblicke.

Die Frage nach Gott und danach, warum er nicht kommt, will ich mir trotzdem bewahren, trotz allem, was dagegen und was gegen Gott spricht. Denn ohne diese Frage wäre ich endgültig hoffnungslos. Sie hält immerhin noch etwas offen, etwas Menschliches, etwas Zukünftiges.

Mit dieser Frage versuche ich, der Verzweiflung zu widerstehen und ein wenig Hoffnung zu bewahren. ¹¹

Soweit die bedenkenswerten Ausführung des Wiener Theologen Wolfgang Treitler.

Deistisch

Ganz anders ist das Gottesbild der Deisten. Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz lehrte: Gott sei als Schöpfer wie ein Uhrmacher. Er habe die Schöpfung wie eine Weltuhr geschaffen. Seither laufe diese von selbst. Das ist ein Kernsatz der Deisten. Eingriffe Gottes in die Geschichte lehnen sie ab. In meiner österreichischen Religionsstudie von 2020 ist folgende Aussage das Hauptargument jener Menschen, die deistisch an einen Gott glauben: „Irgendjemand muss doch die Welt erschaffen haben.“ Es müsse „etwas“ Höheres geben. Deisten werden deshalb heute vom tschechischen Psychologen und Theologen Tomáš Halík als „Etwasisten“ bezeichnet.

Das deistische Gottesbild kam in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich auf. Es verbreitete sich von dort aus nach England und dann (zurück) nach Deutschland. Ihre Vertreter waren neben Gottfried Wilhelm Leibniz, der Philosoph John Lock und Jean-Jaques Rousseau. Der Deismus zählt zu den Lehren der Freidenker, die bis heute einflussreiche Logen bilden. Zwischen Glauben und Vernunft sehen diese einen Widerspruch. Daher lehnen Deisten in der Religion alles ab, was ihrem Konzept von Vernunft widerspricht, wie eine Offenbarung, Wunder oder eine Auferstehung des Leibes, also des ganzen Menschen. Religion sollte so vom Aberglauben gereinigt werden.

Absolutistischen Herrschern wie Joseph II. kam es sehr gelegen, dass diese vernünftige „Religion der Philosophen“ die Moral, also den Gehorsam der Untertanen, das Zahlen der Steuern und die eheliche Treue, zumindest bei den Frauen sicherte. Aufgeklärte Religion konzentrierte sich auf Welterklärung und Moral. Die Mystik ging der Religion damals verloren.

Theistisch

Das traditionell christliche Gottesbild ist „theistisch“. Gott gilt als personales Wesen, auch wenn es in den theologischen Bemühungen eine Bandbreite philosophischer Personbegriffe gibt.

Als Theisten glauben Christen an einen Gott, der in sich liebende Beziehung, Resonanz ist. Darin gründet die christliche Rede von „drei Personen in einem Gott“, also die Trinitätslehre, die Stoff für reichhaltige theologische Nachdenklichkeiten bietet. Immerhin unterscheidet diese Dreifaltigkeitslehre das christliche vom jüdischen oder auch islamischen Gottesbild. Auf solch subtile Nuancierungen hat freilich die Formulierung der Gottesfrage in der Europäischen Wertestudie nicht Rücksicht genommen und hätte wohl auch das Verständnis vieler Befragten überfordert.

Der Gott der Christen, in sich Liebe, hat aus dieser Liebe heraus die Welt erschaffen. Es ist ein Gott, der eine Beziehung hat zur Welt und deren Geschichte. Der Prophet Joel vermerkte einmal in einer schwierigen Lages des Volkes Israel: „Da erwachte im Herrn die Leidenschaft für sein Volk.“ (Joël 2, 18)

¹¹ Treitler, Wolfgang: Bibelessay am 6.5.2022 in Ö1, Manuskript vom Autor überlassen.

Was allen Menschen heilig ist, hat seinen Ursprung in Gott: die Fähigkeit zu Resonanz, zur Begegnung, zu Gemeinschaft und Liebe.

Christliche Theisten halten sich an ihren Gründer, den Juden Jesus aus Nazareth. Dieser wollte die Gottesgelehrten seiner Zeit dafür gewinnen, sich von ihrem legalistischen Gottesbild abzuwenden, um mit diesem nicht die kleinen Leute zu belasten. Er wollte die Menschen für den Gott des Erbarmens gewinnen. Dieser hat ein Verhältnis zur Welt und zu allen Lebewesen in dieser: vorab zur Menschheit und in ihr zu jedem einzelnen Menschen. Theisten glauben nicht an einen fernen, sondern an einen nahen Gott, der in einem von uns, in Jesus aus Nazaret, einer von uns geworden ist. Das theistische Gottesbild, der Glaube an die Menschwerdung und an eine Vollendung der Schöpfung am Ende der Zeiten, sind im Christentum eng miteinander verwoben.

Panentheistisch

Diesen vier Gottesbildern soll ein fünftes hinzugefügt werden: das des Panentheismus. Pantheisten sagen: Alles ist Gott. Panentheisten hingegen: Alles ist in Gott. Und auch umgekehrt: Gott ist in allem.

Die große Seherin des Mittelalters Hildegard von Bingen hatte eine grandiose Gottesschau. Eine solche Gottesvision hat sie von einem Mönch namens Volmar in ein Bild setzen lassen. Dabei ragt das Haupt Gottes aus dem Bild heraus. Es sprengt jeden Rahmen. Christus sieht man im feurigem Rot mit einem riesigen göttlichen Bauch. In diesem spielt sich die Schöpfungsgeschichte als Dauergeburt (*creatio continua*) ab, gekrönt durch einen vollendeten Menschen. Die Mystikerin sah also einen mit der Schöpfung schwangeren Gott. Diese werde bei der Vollendung ihrer Geburt die Gestalt des „Menschensohnes“ haben. „Auf ihn hin ist alles erschaffen!“ heißt es im Kolosserhymnus (Kol 1,16), einem liturgischen Gesang der Christen der Frühzeit. Am Ende werde Gott alles in allem sein (1 Kor 15,28). Panentheisten beantworten so nicht nur die Frage, woher die Schöpfung stammt, sondern worauf sie hinausläuft.

Für Panentheisten lassen sich Gott und Welt nicht trennen, auch wenn sie nicht identisch sind. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28), predigte der Europaapostel Paulus den skeptischen Griechen am Marktplatz in Athen. Gott ist fern und nah zugleich, fernnah gleichsam. Er ist verborgen in allem, was ist, in den Quanten, im unermesslichen Weltall, in jedem Menschen. Seine bevorzugten Verstecke sind das große Leid und die große Liebe. Sein schöpferischer Geist der Liebe ist die treibende Kraft der Evolution, so der große Paläontologe und Theologe Teilhard de Chardin. In einer Sure des Qu’rans heißt es: Allah ist uns näher „als Hemd und Halsader“ (Qu’ran, Sure 50,16). Der große Theologendichter Kurt Marti griff in einem seiner berührenden Gedichte dieses Zitat auf:

großer gott klein

großer gott: uns näher
als haut oder
halsschlagader kleiner
als herzmuskel
zwerchfell oft: zu
nahe zu klein –
wozu dich suchen?
wir: deine verstecke

E05

Nicht der Tod, sondern die Liebe hat das letzte Wort

Mythen erzählen in historischen Geschichten von dem, „*was immer und überall der Fall ist*“. Die großen Fragen der Menschheit werden in den Mythen erwogen. Die Absicht der Erzählungen ist dabei nicht, diese Fragen erschöpfend zu beantworten, sondern sie überhaupt ans Licht zu heben, zu vertiefen und zuzuspitzen. Zur zeitlosen Frage werden zeitliche Geschichten erzählt.

Der Orpheusmythos: der Tod oder die Liebe

Eine der faszinierendsten Erzählungen entstammt der griechischen Mythologie. Diese bedenkt die menschheitsalte Frage, was am Ende stärker ist: Der Tod oder die Liebe.

Die Hauptdarsteller in dieser mythischen Erzählung sind Orpheus, ein Spielmann, und Eurydike, die er liebt. Durch den Biss einer Schlange wird sie ihm entrissen. Sie muss hinab in die Unterwelt, den Hades, den Herrschaftsbereich der Todesgötter.

Das aber lässt den liebenden Spielmann nicht ruhen. Er findet sich nicht damit ab, dass der Tod das Ende seiner Liebe ist. Kraft des Spiels auf seiner Lyra vermag er den Todesfluss zu überqueren und gelangt vor die Götter der Unterwelt – Hades und Persephone. Diese sind von seiner Liebe so sehr beeindruckt, dass sie ihm gestatten, das Schattenwesen Eurydike aus der Unterwelt wieder in die Oberwelt, also in das Land des Lachens und der Liebe zurückzuführen. Sie geben ihm allerdings eine Auflage mit: Auf dem langen Weg von der Unter- in die Oberwelt dürfe er sich nicht umsehen. Und so geht er, und geht, und je länger er unterwegs ist, umso größer werden seine Zweifel, ob ihm das lautlose Schattenwesen Eurydike denn wirklich folgt. Er schaut um und verliert sie für immer.

Die Antwort auf die menschheitsalte Frage, was am Ende stärker sei, der Tod oder die Liebe, ist im griechischen Mythos düster und depressiv: Der Tod behält das letzte Wort. Keine gute Nachricht für die Liebenden.

Der alte Mythos wird christlich „umerzählt“

In den jungen christlichen Gemeinschaften war dieser düstere griechische Mythos offenbar bekannt. Er wird aber „umerzählt“, erhält dabei einen anderen Ausgang. Das tat beispielsweise der um das Jahr 150 in Athen geborene Clemens. Dieser wurde 175 Leiter der Katechistenschule im ägyptischen Alexandria an der Mündung des Nils, was ihm seinen Beinamen von Alexandria eingetragen hat. Er erzählt den Orpheusmythos in einer neuen, christlichen Variation. Sein liebender Spielmann ist nunmehr der Christus-Orpheus. Als solcher wird er später auch in Fresken in den Marcellinus-Petrus in Rom und anderen Katakomben dargestellt: mit phrygischer Mütze und seiner Lyra in der Hand.

Stellvertretend für Eurydike steht die gesamte Menschheit. Der „Spielmann“ Christus liebt sie. Wie die griechische Eurydike ist auch sie in den Herrschaftsbereich des Todes geraten. Dies lässt den liebenden Christus-Orpheus nicht ruhen. Auch er steigt in die Unterwelt: „*hinabgestiegen in das Reich des Todes*“, lautet das christliche Glaubensbekenntnis - ganz in der Sprache des griechischen Mythos. In ähnlichen Bildern denkt die ostkirchliche Tradition. Ihr zufolge ist die Hadesfahrt das erste Großereignis nach der Auferstehung. Vor dem Aufstieg in den Himmel steht der Abstieg in die „Hölle“, also in das Reich des Todes. Und auf dem rettenden Weg mit „Eurydike“ zurück in das Leben „schaut er nicht um“. Denn er sagt ja selbst: „*Wer die Hand an den Pflug legt und umschaute, ist meiner nicht wert.*“ (Lk 9,62)? Und so vermag er kraft seiner Lyra Eurydike zurückzulieben in das Land des Lachens, der Liebe und der Auferstehung. Die Lyra des göttlichen Spielmanns ist übrigens für Clemens von Alexandria die Kirche, welche der Menschheit das rettende Lied zusingt. Und das Plektron, mit dem er die Saiten der Kirchenlyra zum Erklingen bringt, ist für ihn der Heilige Geist.

Die Antwort des umerzählten griechischen Orpheusmythos auf die menschheitsalte Frage nach dem Tod und der Liebe, ist die Grundbotschaft der christlichen Kirchen, ihr sogenanntes Kerygma. Sie ist nicht mehr depressiv, sondern randvoll gefüllt mit Zuversicht und Hoffnung. Jetzt hat nicht mehr der Tod das letzte Wort, sondern die Liebe. Der trostlose Mythos wird durch seinen neuen Ausgang zum tröstlichen „Eu-angelion“, zur guten Nachricht. Und diese gilt nunmehr, wie eben jeder Mythos, „immer und

überall“. Für jeden Menschen also und zu allen Zeiten. In den Fresken der orthodoxen Kirchen zieht deshalb der Auferstandene beide, Adam und Eva, aus dem einstürzenden Hades mit dem Rettungsgriff heraus. Diese beiden Gestalten vertreten archetypisch die ganze Menschheit.

Zwei überlieferte „Orpheus- und Eurydike-Mythen“ stehen also einander diametral gegenüber: der griechische und der christliche, der depressive und der hoffnungsvolle, der trostlose und der tröstliche. Der eine ist für die Liebenden eine schlechte Nachricht, der andere eine sehr gute. Und wichtig ist bei den Mythen: Sie argumentieren nicht, fragen nicht, warum es so ist, sondern erzählen einfach, was ist. Wenn für die Zuversichtlichen ein Grund durchscheint, dann ist es die unruhige Liebe des göttlichen Christus-Orpheus. Erzählt wird von Einem, der die Todespforten durchschritten hat. Und wie er durchschreiten auch wir die Todespforten, so der österliche Lobgesang der Christenheit.

Anhänger beider Mythen

Religionsforschung deckt auf, dass es diese beiden mythischen Varianten nicht nur in den alten Erzählungen gibt. Die Polarität besteht auch in unseren Bevölkerungen. Beide Mythen haben heute Follower.

- Die einen halten es mit dem griechischen Mythos: Für sie hat der Tod das letzte Wort, nicht die Liebe. Sie verlieren ihre Geliebten für immer.
- Die anderen hängen schlagen sich auf die Seite der christlichen Deutung. Die Liebe, die Gott selbst ist, obsiegt. Kein Tod kann auf Dauer die Liebe zerstören. Ein alter Hymnus der christlichen Kirche, gesungen am Osterfest, bestaunt diese Hoffnung so:
Mors et vita duello confluxere mirando; Dux vitae mortuus - Regnat vivus.
[Tod und Leben rangen in wundersamem Zweikampf. Der Fürst des Lebens, der gestorben war, herrscht lebend.]
- Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich schließlich eine beachtliche Zahl von Menschen, die hoffen und doch zweifeln, ob ihre Hoffnung nicht trügerisch ist. Auch haben sie enorme „Vorstellungsprobleme“, können sich aber nicht vorstellen, wie Liebende aussehen, welche den „Tod hinter sich und vor sich nur noch die Liebe haben“ (Dorothee Sölle). „Nur Liebe, freigewordene, mich überflutend“, versucht Maria Luise Kaschnitz in ihrem Gedicht über die Auferstehung diesen Zustand zu erfassen.

Die Menschen in modernen Bevölkerungen leben somit mit höchst unterschiedlichen Grundannahmen über ihr Leben: Die einen halten sich für sterblich, die anderen für unsterblich. Für die einen spricht die physische Erfahrung, für die anderen die metaphysische Hoffnung. Nicht zuletzt ist die „Reichweite“ der Wirklichkeit, in der sie sich mit ihrem Bewusstsein aufhalten, unterschiedlich groß. Die einen leben innerhalb der Grenzen dieser Welt und das, wenn es hochkommt, für neunzig Jahre. Ich nenne sie die Diesseitigen. Die anderen hingegen leben in einer grenzenlos weiten Welt, die sie paradiesisch oder himmlisch nennen. Sie sollen hier die Jenseitigen heißen.

Auswirkungen auf das Alltagsleben

Es ist nicht belanglos, in welcher einer Welt jemand glaubt zu leben. Diese durchzieht das gesamte Leben, von der Wiege bis zum Grab. Einschlägige Studien und philosophische Überlegungen zeigen dies. Wer nur diesseitig lebt, sieht wenig Sinn in schweren Leiden vor dem Tod und wünscht sich eher ärztliche Hilfe zu einen selbstbestimmten Tod. Solidarität kann sich wiederum bei Jenseitigen leichter entfalten, weil sie ihre maßlose Sehnsucht nach Leben, Liebe und geglücktem Leben aus diesem Leben outsourcen können. Diesseitige verfügen nicht über jene religiösen Rituale, durch welche sie ihr angstschwangeres Leben in einem vertrauensvollen Grund verankern können. Jenseitige können sich voll Hoffnung dem leicht hingesagten Satz anschließen: Am Ende wird alles gut.

Unterschiedlich ist nicht zuletzt die Lebenskunst der Diesseitigen und der Jenseitigen. Eine solche *Ars vivendi* entwickelt jeder Mensch, der in sich die typisch menschliche „maßlose Sehnsucht“ fühlt. Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan nimmt an, dass die kürzeste Definition menschlichen Lebens „*désir*“ lautet – Sehnsucht. Dieser Sehnsucht sei aber eigen, dass sie nicht in Raum und Zeit passe. Daher präge das Leben jedes Menschen einerseits maßlose Sehnsucht und andererseits das Leiden einer stets nur mäßigen Erfüllung. Der Theologe Karl Rahner nannte es eine „Erfahrung der Gnade“, dass die Rechnungen immer offenbleiben, wir also „stets nach mehr aus sind als stattfindet“.

Zumal die verliebte Liebe erweist sich anfangs als anarchisch, überfordernd, sie duldet keine Grenzen, sie sprengt Raum und Zeit. „*Wer liebt, sucht im letzten einen Gott, d.h. einen, der ihn so erfüllt, dass weder Maß noch Grenze vorhanden sind: also Ewigkeit, Unendlichkeit. Der eine Mensch verheißt dem anderen eine solche Erfüllung. Welcher Mensch kann dafür eintreten?*“ (Roman Bleistein)

Wege und Abwege der Sinnstiftung bei Diesseitigen

Was macht aber der rein Diesseitige, der „Begrenzte“, mit seiner maßlosen Sehnsucht, die im Grunde Ewigkeit und Unendlichkeit sucht? Er kann sie leugnen. Zur Illusion erklären. Kann der Atheist das aber wirklich? Widerspricht das nicht menschheitsalter Erfahrung? Die Endlichkeit erweist sich somit angesichts der unendlichen Sehnsucht des Menschen nach Lieben und Geliebtwerden für den Diesseitigen als eine gewaltige Herausforderung.

Es gibt aber starke Vorschläge für deren Bewältigung. Eine Lösung zeigt der französische Soziologe Henri Lefebvre in seinem Werk „Das Alltagsleben in der modernen Welt“ (1955). Er bekennt sich als Atheist. Er räumt ein, dass im Menschen eine maßlose Sehnsucht wohnt. Es gebe nämlich in das Leben eingestreute Erfahrungen, welche die Grenzen von Raum und Zeit überschreiten. Zumindest lassen sie uns diese Grenzen vergessen. Er nennt diese Erfahrungen „moments“, Momente. Konkret zählt er vier auf: das Spiel, das Erkennen, gute Arbeit und die Liebe. Er könnte auch an die Erzählung von der Verklärung Jesu auf dem Berg Tabor erinnern. In dieser wird eine Erfahrung der Jünger erzählt, die sich auf dem Berg ereignete und so aus den Niederungen des alltäglichen Lebens herausragt. Johann Wolfgang von Goethe lässt sich hierzu zitieren: „*Wenn Du zum Augenblicke sagst: Verbleibe doch, du bist so schön!*“ Henri Lefebvre ist Realist. Er weiß aus Erfahrung, dass diese Momente „scheitern“. Der Mensch wird aus den „moments“ zurückversetzt in sein alltägliches Leben. Und da fragt Lefebvre, ob dieses Abtauchen in die raumzeitlosen Momente und deren vorhersehbarer Beendigung Sinn mache. Sehr wohl, so meint er. Denn diese Momente bleiben in meiner Erinnerung wie eine belebende Kraft gegenwärtig. Und indem ich mich an sie erinnere, wird in mir die Sehnsucht nach neuerlichen Momenten wach. Und das lässt einen auch in einem endlichen Dasein sinnvoll leben.

Sein Konzept ist das einer Art säkularisierter Religion. Die Momente sind wie kleine „Himmel“, eingestreut in das Leben auf der Erde. Sie sind von einer diskreten Art von „Transzendenz“ gezeichnet. Denn sie überschreiten das alltägliche Leben und dessen raumzeitliche Grenzen. Aber es ist eine innerweltliche Transzendenz. Eine andere, die irdischen Erfahrungen überschreitende Welt brauche es nicht.

Lefebvre gibt auch lebenspraktische Ratschläge. Er betont, dass uns die Momente „zufallen“ – ein merkwürdiges Wort aus der Feder eines Atheisten, das mehr Fragen aufwirft als es beantwortet. Man könne, so seine Botschaft, die Momente nicht „machen“. Sie müssten auch nicht häufig sein. Nach Ernest Hemingway wackelt im Roman „Wem die Stunde schlägt“ nur dreimal im Leben die Erde. Damit ernüchtert die liebeserfahrene Mutter den in der Liebe noch unerfahrenen Soldaten, der ihre Tochter liebt“.

Ob man etwas dazu tun kann, dass es Moments im Leben gibt? Man könne einen „versöhnten Alltag“ herstellen. Denn ist der Alltag beschädigt, könnten uns Moments nicht zufallen.

Ich kann diesem Entwurf auch als gläubiger Mensch viel abgewinnen. Denn der Atheist, der nur diese Welt hat, muss viel ernsthafter nach den Möglichkeiten ausschauen, die einem Menschen im Rahmen der diesseitigen Welt offenstehen. Leben also rein Diesseitige ernsthafter, behutsamer? Achten sie die vorhandenen Glücksmomente mehr? Treten sie für ökologische Belange stärker ein? Ist das womöglich einer der plausiblen Gründe, warum die Grünen mit ihrer ausgeprägten Diesseitigkeit bei ihren Sympathisanten:innen verlässliche Kombattant:innen für die Bewahrung der vergänglichen Erde sind?

Atheisten lehren uns diese Erde zu lieben und das gute, befriedigende Leben zu schätzen. Und dies gerade um seiner Vergänglichkeit wegen. Wenn dies ein Atheist mit stoischer Weisheit tut, hat er beste Chancen, zu einem weisen, achtsamen und toleranten Menschen zu werden. Es gibt eine atheistische Ethik, die ohne (religiöse) Transzendenz auszukommen scheint und gute Früchte trägt. Es ist daher verständlich, dass es unter den rein Diesseitigen, deren Wirklichkeit nicht in eine heilige Welt eingebunden ist, solidarisch liebende Menschen gibt. Diesseitige setzen sich, manchmal mehr als Jenseitige, ernsthaft für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ein. So können sie engagierte Streiter für

eine friedvolle Welt sein. Weise Religionsführer, wie Papst Johannes XXIII. einer war, nennen sie wertschätzend „Menschen guten Willens“ und suchen zugunsten der Welt die Kooperation mit ihnen.

Allerdings sind die Beziehungen rein diesseitiger Menschen untereinander nicht ungefährdet. Die gelassen-tolerante Friedfertigkeit und der engagierte Sinn für Gerechtigkeit findet sich gewiss bei einer Elite der Überzeugten Diesseitigen. Aber es gibt daneben eine andere Art, in der reinen Diesseitigkeit zu leben. Nicht allen gelingt es, das permanente Scheitern der maßlosen Sehnsucht in einer dergestalt erhabenen Weise zu meistern. Bei nicht wenigen scheint die scheiternde Sehnsucht in die Sucht nach „moments“ zu kippen.

Ihre Lebensart erscheint geprägt vom zwiespältigen Gefühl, dass sie das maßlose Glück nicht nur in eingestreuten Momenten haben wollen, sondern versuchen dieses als eine Art Dauerzustand zu erzwingen. Sie möchten ständig den leidfreien Himmel auf Erden.

Folgen dieser Lebensart wurden von der Soziologin und Pädagogin Marianne Gronemeyer erforscht. Sie spricht vom „*Leben als letzte Gelegenheit*“. Zeitknappheit bedrohe das Leben vieler Zeitgenoss:innen. Das mache ihr Leben hastig, anfordernd, überfordernd. Burnout kann damit leicht zur verbreiteten Volkskrankheit werden. Es gibt keine gelassene, ja stoische Bereitschaft, auf das nicht planbare „Zufallen“ der seltenen Momente zu warten. Man will „*alles, und zwar subito*“. Eine solche Lebensart ist überschattet von der ständigen Angst, in einem knappen Leben mit der Jagd nach dem Himmel auf Erden zu kurz zu kommen. Solche Angst ist ein guter Nährboden für ständig lauende Rivalität. Das Glück der anderen weckt tiefsitzenden Neid. Die gelassene stoische Kultur dessen, der die Momente genießt, wie dies Henri Lefebvre annimmt, kippt gar leicht in eine unsolidarische Rivalitätskultur. Man will immer mehr für sich und verteidigt das angehäuften Glück gegen alle, deren Elend und Verarmung in uns das Gefühl wecken, es mit ihnen teilen zu müssen. So wird ein Keil zwischen uns und die anderen getrieben. Die anderen werden zur Bedrohung unseres erzwungen Glücks, das durch Neid und Rivalität zerfressen wird.

Es gibt diese, hier in Anlehnung an Marianne Gronemeyers Analysen gezeichneten Menschen, nicht in Reinkultur. Aber die Diesseitigkeit und das Meistern ihrer Herausforderungen erweist sich bei einer einfühlsamen Analyse als höchst ambivalent.

Wege und Abwege der Sinnstiftung bei Jenseitigen

Ein Blick auf die „Jenseitigen“ zeigt, dass sich auch ihre Lebensart als ambivalent erweist. Unter den Jenseitigen gibt es weltflüchtige Weltverächter auf der einen sowie jenseitsverwurzelte Diesseitsliebhaber auf der anderen Seite.

Die Versuchung eines Teils der Jenseitigen besteht darin, diese Welt zu verachten. Manche Jenseitsorientierte halten diese Welt für ein „Jammertal“, aus dem man sich herausretten müsse. Das könne sie auch davon befreien, dass das Böse der Welt, oder noch mehr „die böse Welt“, sie moralisch kontaminiere. Von ihrem Ansatz her sind solche jenseitsorientierte Menschen „weltflüchtig“. Die Weisungen der Religion lesen sie auszugsweise. Es interessiert sie, was mit ihrem persönlichen Heil zu tun hat. Ihrem Urteil nach sind jene, die nicht denselben Weg wie sie einschlagen, Sünder auf dem Weg ins ewige Unheil. Scheitern Versuche, diese „Sünder“ zu „bekehren“, werden diese als Kandidaten ewiger Verdammnis betrachtet. Solche „Weltflüchtigkeit“ setzt kaum Kräfte frei, die Verhältnisse auf der Welt zum Besseren zu verändern. Statt sich einzusetzen, setzen sie sich ab. Sie pflegen eine tiefe Frömmigkeit, die narzisstisch-heilsegoistische Züge in sich trägt. Diesseitige, denen es um gutes Leben für alle auf dieser vergänglichen Erde geht, kritisieren solche weltverachtende und weltflüchtige Religiosität. Sie halten sie, wie Karl Marx, für ein Opiat für Glückssüchtige. Von diesen Frommen gewinnt die Welt nichts.

Nicht alle Jenseitigen gehen diesen Weg. Es gibt daneben jene, die sich gerade wegen ihrer Jenseitsverankerung engagiert um die diesseitige Welt kümmern. Sie betrachten diese Welt als eine Schöpfung Gottes, die ihnen wie Farmern zum Kultivieren, Hegen und Pflegen anvertraut ist (Gen 2, 15). Sie machen sich dafür stark, dass diese Schöpfung bewahrt wird, dass Gerechtigkeit in der Einen Welt zunimmt und dass so der Frieden gesichert, ja geschaffen werden kann. Auch Jenseitige lieben die diesseitige Erde. Zwar haben sie ihre Wurzeln in der heiligen Welt Gottes. Dort haben sie ihre „Heimat“: aus

ihr kommen sie und in diese kehren sie zurück. Diese Welt betrachten sie deshalb gewiss als „Fremde“ (Phil 3,15-21). In dieser aber leben sie jetzt und fühlen den gottgegebenen Auftrag, schöpferisch in dieser Welt zu wirken. So finden sich Jenseitsverankerte in allen Bereichen des diesseitigen Lebens und Schaffens: in Unternehmen, Gewerkschaften, Forschungseinrichtungen, akademischen Organisationen, Schulen, Bildungsstätten, in Kunst und Kultur.

Die Theologie hat für diese Lebensart das Begriffspaar „mystisch“ und „politisch“ entwickelt. Mystisch fängt begrifflich ein, dass diese Personen jenseitsverwurzelt sind. Das heißt, sie sind verwurzelt in einem Jenseits, das in dieser Weltzeit wie ein „Geheimnis“ verborgen und zugleich präsent ist, und das letztlich unvorstellbar bleibt. Mystiker „wohnen“ mit ihrer kosmisch unbehausten Seele in diesem „Geheimnis“. Sie sind im „Ge-HEIM-nis da-HEIM“. Aus dieser mystischen Erfahrung sind sie aber in der diesseitigen Welt unterwegs. Sie sind sich ihrer in dieses Leben mitgegebenen „Berufung“ bewusst, wollen diese Welt gestalten, sich um das Weltgemeinwohl kümmern und diese Welt als eine bewohnbare der nächsten Generation übergeben. Das verlangt ihnen einen engagierten Einsatz für die untrennbar verwobenen Felder der Ökonomie und der Ökologie ab. Sie sehen darin einen verlässlichen Weg zum Frieden in der Welt, und zwar Frieden unter den Völkern und mit der Mitwelt: der sich entfaltenden Natur.

All diese Aufgaben verstehen sie als politisch. Dieser politische Einsatz ist aber eng verwoben mit ihrer mystischen Verwurzelung. Für solche Jenseitsverwurzelte und Diesseitsliebhaber gilt theologisch die Formel: „Je mystischer, desto politischer. Und umgekehrt.“ Oder nach einem Jesuswort: „Und siehe, ein Gesetzeslehrer stand auf, um Jesus auf die Probe zu stellen, und fragte ihn: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben? Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Er antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst. Jesus sagte zu ihm: Du hast richtig geantwortet. Handle danach und du wirst leben!“ (Lk 10,25-28)

Kein Christentum ohne Osterglauben

In der Christengemeinde von Korinth zweifelten offenbar nicht wenige Mitglieder, ob es eine Auferstehung von den Toten gebe, weil sie der langen jüdischen Tradition folgten. Meine Studien haben aufgedeckt, dass es ihnen viele zeitgenössische Mitglieder der Kirche gleichtun: auch ihnen erscheint eine Auferstehung des ganzen Menschen fremd und unglaublich.

Paulus, ein überzeugter Jenseitiger, versuchte sie eindringlich von seiner Hoffnung auf Auferstehung zu überzeugen. Er war davon überzeugt, dass es den christlichen Glauben ohne den Osterglauben nicht geben könne:

„Wenn aber verkündet wird, dass Christus von den Toten auferweckt worden ist, wie können dann einige von euch sagen: Eine Auferstehung der Toten gibt es nicht? Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube. Wir werden dann auch als falsche Zeugen Gottes entlarvt, weil wir im Widerspruch zu Gott das Zeugnis abgelegt haben: Er hat Christus auferweckt. Er hat ihn eben nicht auferweckt, wenn Tote nicht auferweckt werden. Denn wenn Tote nicht auferweckt werden, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Wenn aber Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos und ihr seid immer noch in euren Sünden; und auch die in Christus Entschlafenen sind dann verloren. Wenn wir allein für dieses Leben unsere Hoffnung auf Christus gesetzt haben, sind wir erbärmlicher daran als alle anderen Menschen. Nun aber ist Christus von den Toten auferweckt worden als der Erste der Entschlafenen. Da nämlich durch einen Menschen der Tod gekommen ist, kommt durch einen Menschen auch die Auferstehung der Toten. Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden.“ (1 Kor 15,12-22)

Nun lässt sich – gestützt auf die Daten – einwenden, dass viele Kirchenmitglieder nicht grundsätzlich eine freilich andere Existenz nach dem Tod leugnen. Sie können aber mit einer Auferstehung mit Leib und Seele, also des ganzen Menschen nichts anfangen. Mehr als die Hälfte der katholischen „Unsterblichen“ ist der Ansicht, es gebe lediglich ein „Weiterleben nach dem Tod nur ohne Körper“. Der Körper verweise doch offensichtlich, verfallende zu Staub oder werde zu Asche verbrannt. Haben gläubige Katholik:innen weniger Glaubens-, sondern vielmehr Vorstellungsprobleme? Dabei sehen diese Menschen

sichtlich nur die Vergänglichkeit des jetzigen Körpers. Paulus aber argumentiert mit dessen Umwandlung von der Verweslichkeit in die Unverweslichkeit. In seiner Verteidigungsrede zur Auferstehung geht der Europamissionar auf solche plausible Bedenken ausdrücklich ein:

*„So ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Was gesät wird, ist verweslich, was auf-
erweckt wird, unverweslich. Was gesät wird, ist armselig, was auferweckt wird, herrlich.
Was gesät wird, ist schwach, was auferweckt wird, ist stark. Gesät wird ein irdischer
Leib, auferweckt ein überirdischer Leib. Wenn es einen irdischen Leib gibt, gibt es auch
einen überirdischen. So steht es auch in der Schrift: Adam, der erste Mensch, wurde
ein irdisches Lebewesen. Der letzte Adam wurde lebendig machender Geist. Aber zu-
erst kommt nicht das Überirdische; zuerst kommt das Irdische, dann das Überirdische.
Der erste Mensch stammt von der Erde und ist Erde; der zweite Mensch stammt vom
Himmel. Wie der von der Erde irdisch war, so sind es auch seine Nachfahren. Und wie
der vom Himmel himmlisch ist, so sind es auch seine Nachfahren. Wie wir nach dem
Bild des Irdischen gestaltet wurden, so werden wir auch nach dem Bild des Himmlis-
chen gestaltet werden.“ (1 Kor 15,42-49)*

Für Paulus ist wichtig, dass der ganze Mensch verwandelt wird, nicht nur ein geistiger Teil von ihm, eine „Seele“, der Geist des Menschen. Damit betont Paulus aber auch, dass die Menschen mit einem unsterblichen Leib auferweckt werden, einem „unverweslichen“. Entscheidend ist für ihn, dass damit der Tod überwunden ist. Dieser wird geradezu hymnisch verspottet:

*„Seht, ich enthülle euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, aber wir
werden alle verwandelt werden – plötzlich, in einem Augenblick, beim letzten Posaun-
enschall. Die Posaune wird erschallen, die Toten werden als Unverwesliche aufer-
weckt, wir aber werden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche muss sich mit
Unverweslichkeit bekleiden und dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit. Wenn sich aber
dieses Verwesliche mit Unverweslichkeit bekleidet und dieses Sterbliche mit Unsterb-
lichkeit, dann erfüllt sich das Wort der Schrift: Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod,
wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1 Kor 15, 51-55)*

E06 Die Jesusbewegung und ihre Himmelgeschenke an die Welt von heute

Als der Tischlersohn Jesus aus Nazareth sein öffentliches Wirken begann, verfolgte er eine klare Mission. Er kündigte das Kommen des von ihm so genannten „Reich Gottes“ an, das er auch als Himmelreich oder Reich der Himmel bezeichnete. Dieses erläuterte er in Gleichnissen. Mit Wunderheilungen signalisierter er, dass es mit ihm und seinen Taten schon anbreche.

Einmal ergriff er in der Synagoge seiner Heimatsstadt das Wort und gab eine Art „Regierungserklärung“ ab. Universitär würden wir sagen, er hielt eine „Antrittsvorlesung“. In dieser zitierte er ausgewählte Ausschnitte aus dem Buch Jesaja:

*Der Geist des Herrn ruht auf mir; / denn er hat mich gesalbt.
Er hat mich gesandt, / damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe;
damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde / und den Blinden das Augenlicht;
damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.
Dann schloss er die Buchrolle, gab sie dem Synagogendiener und setzte sich. Die Augen aller in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da begann er, ihnen darzulegen:
Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt. (Lk 4,18–21)*

Jesus ging es also nicht darum, die Menschen auf den Himmel zu vertrösten. Jesus sah vielmehr sein Mission darin, den Himmel jetzt schon auf die Erde zu singen. Das Leben und das Zusammenleben der Menschen sollten im Kraftfeld Gottes „himmlischer“, „Reich-Gottes-förmiger“ werden. Auf biblische Erzählungen gestützt, skizziert ein feierlicher Gebetsgesang in der Liturgie der katholischen Kirche dieses Reich als „das Reich der Wahrheit und des Lebens, das Reich der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens“.

Als seine Follower Jesus darum baten, sie beten zu lehren, empfahl er ihnen zu sprechen: „Dein Reich komme!“. Er lehrte nicht: „Lass uns in Dein Reich kommen!“ Offenbar war er davon überzeugt, dass es Gott selbst schaffen werde, alle Menschen in den Himmel zu führen. Schon in der Menschwerdung habe er dafür den Grund gelegt. Gott hatte sich in Jesus mit einem von uns geeint. Die Bibel geht aber von einer tiefen Einheit des Menschengeschlechts aus. „Einer für alle“ ist die Logik der Sünde wie des Heils. „Wie es also durch die Übertretung eines Einzigen für alle Menschen zur Verurteilung kam, so kommt es auch durch die gerechte Tat eines Einzigen für alle Menschen zur Gerechtsprechung, die Leben schenkt.“ (Röm 5,18)

Die Jesusbewegung

Die drei Jahre des Wirkens Jesu waren im besten Sinn historisch. Sie konnten die Weltgeschichte verändern, weil Jesus strategisch äußerst weitsichtig vorging. Damit seine Mission nicht versandet, schuf er eine Art NGO, die Jesusbewegung genannt werden kann. Die sich zu ihr berufen fühlten, bezeichneten sich selbst als „Anhänger des Weges“ (Apg 9,2). Sie „gingen hinter Jesus her“. Zusammen bildeten sie jene Nachfolgegemeinschaft, die heute den Ehrennamen Kirche trägt. Sie waren eben im modernen Sprachsinn „follower“.

Diese Bewegung bildete nach dem Tod der Zeugen der Auferstehung Ämter aus, welche die Spurtreue sichern sollten. Die Erzählungen wurden in einem heiligen Buch gesammelt. Die Rituale wurden getreulich überliefert. Die neue Gemeinschaft des Evangelium regeneriert sich, wie einst schon das Volk Israel, unentwegt in ihren Festen und Feiern. Das Gründungsereignis wurde

auf diese Weise „institutionalisiert“. Institutionen sind gleichsam ein Aufstand gegen das Vergessen. Ohne die Institution Kirche wüssten wir nicht vom bewegenden Ereignis der Gründungszeit.

Zu Spurtreue gehört, die Mission des Gründers fortzusetzen. Der Himmel soll schon jetzt auf die Erde kommen. Er soll Geschichte und Gesellschaft wie Hefe durchsäuern. Eine Zivilisation der Liebe soll sich ausbreiten. Es soll auf Erden „himmlischer“ zugehen. Das klingt utopisch und ist es auch. Denn was noch keinen Ort hat, was griechisch „ou topos“ (οὐ τόπος) meint, soll jetzt einen Ort in der Zeit bekommen. Das Ortlose wird verortet: und das, weil etwas von der ausstehenden Vollendung der Welt jetzt schon wirklich wird: in Spuren wenigstens. Christinnen und Christen leben daher schon jetzt wie nach der Auferstehung. Sie haben den Tod schon hinter sich, weil vor ihnen nur noch die Liebe ist, so dichtete die Theologin Dorothe Sölle über die Auferstehung.

Folgt die Kirche getreu dieser jesuanischen Spur und wirkt sie im Sinn seiner Mission, dann singt sie den Himmel auf die Erde herab, in die Welt hinein. Sie macht der Welt „Himmelsgeschenke“, die zumal unsrer heutigen taumelnden Welt guttun. Die Kirche löst damit einen Auftrag ein, den Gott dem Stammvater Abraham gegeben hat, den Juden, Moslems und Christen gleichermaßen verehren: „Ein Segen sollst Du sein!“ (Gen 12,2)

Wertvolle Himmelsgeschenke der Kirche an die Welt von heute werden im Folgenden vorgestellt. Sie könnten das Leben und Zusammenleben der Menschen inspirieren. Bei diesem Unterfangen weiß sich die Kirche nicht nur mit den großen Religionen der Menschheit, sondern mit allen Menschen guten Willens verbunden.

Himmelsgeschenke

Das könnten hilfreiche Himmelsgeschenke sein, die Religionen der Welt von heute schenken:

1. Religionen wissen mit den Weisen der Welt um eine tiefe Einheit allen Seins. In der Wissenschaft ist seit Aristoteles von einer „chain of being“ die Rede. Im Mittelalter findet sich dieses Bild bei dem Theologen Bonaventura, heute beim Holisten Ken Wilber.

Das Wissen um die tiefe Einheit allen Seins ist unglaublich wichtig für die Welt von heute, die unter folgenschweren Spaltungen leidet. Rassismus, Antisemitismus, Antiislamismus und Nationalismus sind im Aufwind. Und das in allen Ländern der Welt. Wir hören populistische Rufe wie America first, Österreich zuerst, Italia prima.

Das Wissen um die tiefe Einheit im Sein macht die Umwelt zur Mitwelt. Wir sind alle ein Teil des einen Seins. Die Kette des Seins reicht vom Stein bis Gott. Alles hat Teil an dem einen Sein. Damit hat alles Teil an der Wirklichkeit Gottes. Schöpfung wurde dann nicht durch einen Startschuss am Anfang in Gang gesetzt, sondern findet unentwegt statt. Wir könnten hier und jetzt nicht sein, wären wir nicht jetzt in unserer Existenz von Gott getragen und gehalten.

In der Teilhabe des im Grund göttlichen Seins gründet die unantastbare Würde nicht nur jedes einzelnen Menschen, sondern auch aller Lebewesen auf der Erde. Aus ihr folgt die fundamentale Gleichheit aller. Der Brief des Apostel Paulus an die Gemeinde in Galatien erinnert daran:

„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen.“ Denn alle sind einer geworden im auferstandenen Christus.“ (Gal 3,28). Alle überkommenen gesellschaftlichen Diskriminierungen sind überwunden, die rassistische, die ökonomistische und die sexistische. Was für eine Botschaft in die zerrissene Welt hinein!

2. Wenn wir untereinander eins sind, sind wir auch alle füreinander verantwortlich. Aus der Einheit im Sein aller folgt universelle Solidarität. Dann ist Aylan Kurdi, der als Flüchtlingskind 1995 als dreijähriger Bub in der Ägäis ertrunken ist, einer von uns. Es geht uns etwas an, was im Mittelmeer passiert, so lautet die ständige Botschaft von Papst Franziskus. Die theologische Logik ist einfach: „Wenn nur ein Gott ist, dann ist jede eine von uns, jeder einer von uns. Das nennt Papst Franziskus „universelle Geschwisterlichkeit“. Diese erlaubt keine Teilung der Welt in arm und reich. Sie ermutigt zur Gerechtigkeit. Und nur eine gerechte Welt wird auch friedlich sein.

Papst Franziskus umspielte diese großen Himmelsgeschenke, welche die Mitwelt betreffen und den Zusammenhalt in der einen Welt. Er hat dazu große Schreiben veröffentlicht: *Laudato si*, über die Mitwelt, *Dignitatis infinita* über die Würde aller, *Fratelli tutti* über die universelle Solidarität.

3. Wünschenswert wäre eine tiefschürfende Auseinandersetzung über die Hoffnung, die Zuversicht, das Vertrauen, damit gegen die Angst. Angst ist wie ein Gift in unseren Kulturen, welches das Zusammenleben erschwert. Es gibt viele Studien etwa von dem Theologen und Psychoanalytiker Eugen Drewermann, dem Theologen Eugen Biser oder der Psychoanalytikerin Monika Renz, die belegen: Angst macht böse. Angst endsolidarisiert. Angst schafft eine Kultur der Rivalität. Wir haben in einem vorausgehenden Modul der „Pastoraltheologie kompakt“ über die Angst und ihre toxischen Folgen bereits nachgedacht.

Tragischerweise betreiben nicht nur religiöse Fundamentalisten, sondern auch politische Populisten eine „Politik mit der Angst“, so die Sprachsoziologin Ruth Wodak. Das mag parteipolitisch günstig sein. Weltpolitisch und nationalpolitisch ist es aber Gift. Wir brauchen Zusammenhalt, Hoffnung und Zuversicht, und nicht eine „Politik mit der Angst“.

Christliche Kirchen könnten dagegenhalten, Hoffnung und Zuversicht, Vertrauen bis hin zu Gottvertrauen stärken, also für eine „Politik des Vertrauens“ plädieren. Christinnen und Christen könnten dann so etwas werden, wie Hoffnungspartisaninnen und -partisanen, oder weniger martialisch ausgedrückt, Hoffnungshebammen. Die Gemeinsame Synode der katholischen Kirche in Deutschland 1972-1975 in Würzburg vermerkte dazu im Dokument „Unsere Hoffnung“, ein(em) Glaubensbekenntnis für unsere Zeit:

„Die Welt“ braucht keine Verdoppelung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht (wenn überhaupt) das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung. (Unsere Hoffnung, 103)

Wir Christinnen und Christen stehen mit ihren Kirche dann dafür, dass die Welt mit göttlichem Rückenwind die großen Herausforderungen meistern kann. Sie könnten, um es noch einmal zuzuspitzen, sich dafür stark machen, dass die Welt „himmlischer“ wird und damit menschlicher, wahrhaftiger, gerechter, friedvoller. Das alles kann geschehen, wenn die christlichen Kirchen nicht um sich selbst kreisen, sondern sich von der Leidenschaft Gottes für seine Welt (Joël 2,18) anstecken lassen.

Politisch parteilich

Macht die Jesusbewegung namens Kirche der Welt Himmelsgeschenke, dann handelt sie im besten Sinn dieses Wortes politisch. Zwar ist eine Kirche keine politische Partei, aber politisch parteilich. Sie bezieht Stellung, sie mischt sich ein. Die Theologien der Befreiung plädieren für eine „Option für die Armen“, die nicht mit frommen Worten, sondern Taten eingelöst wird.

Ein politisches Engagement der Kirchen halten manche politische Kreise, aber auch einzelne religiöse Gruppen für unzulässig. Manche frommen Kirchenmitglieder sagen, dass Religion mit Innerlichkeit zu tun hat und ihre Aufgabe darin bestünde, Menschen in den Himmel zu führen. Auch manche politische Kreise erheben Einspruch, wenn sich Kirchen politisch einmischen. Den Einsatz von kirchlichen Gemeinschaften für schutzsuchende Menschen, kritisieren sie als verantwortungsarme Gesinnungsmoral. Der Philosoph und Ökonom Karl Marx hat beides verworfen: indem Religion auf ein Jenseits vertröste, halte sie gläubige Proletarier vom Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung ab. Zugleich hat der Marxismus, wo immer er politisch an die Macht kam, die Kirchen unterdrückt, ihnen jegliche gesellschaftliche Mitwirkung in Krankenhäusern, Altenheimen oder Bildungseinrichtungen untersagt; viele Kirchenmitglieder, darunter Priester, Bischöfe, Ordensleute, wurden vertrieben, eingesperrt oder getötet.

Der Wiener Kardinal Franz König, der die Kirche mit der Arbeiterbewegung aussöhnte, betonte, er sei kein politisierender, sondern ein politischer Bischof. Die jüdische, wie die christliche Theologie können sich dabei darauf berufen, dass sich Gott selbst als hochpolitisch erweist. Exemplarisch kann auf die Gründungsgeschichte Israels hingewiesen werden. In dieser wird erzählt, dass Gott in seiner Diagnose der Lage des Volkes Unterdrückung wahrnimmt. Er hört den Schrei der Armen, der Gemordeten, der Unterdrückten, er hört den Schrei derer, denen der damals für Familien überlebenswichtige Tageslohn vorenthalten wird, der schutzlosen Fremden, Witwen und Waisen. Der Schrei der Armen zum Himmel motiviert Gott, so die durchgängige biblische Rede über Gott, sich „einzumischen“. Hier ist der starke Text aus dem Buch Exodus, dem zweiten Buch Mose, wie die evangelische Kirche es bezeichnet:

Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter. Jetzt ist die laute Klage der Israeliten zu mir gedrungen und ich habe auch gesehen, wie die Ägypter sie unterdrücken. Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus! (Ex 3,7-19)

Auch Papst Franziskus hielt sich für einen politischen Papst. So schrieb er in der sehr politischen Enzyklika *Fratelli tutti* über die universelle Solidarität (er nannte diese Geschwisterlichkeit):

Manchmal betrübt mich die Tatsache, dass die Kirche trotz solcher Motivationen so lange gebraucht hat, bis sie mit Nachdruck die Sklaverei und verschiedene Formen der Gewalt verurteilte. Durch die Weiterentwicklung von Spiritualität und Theologie haben wir heute keine Entschuldigung mehr. Trotzdem gibt es noch jene, die vorgeben von ihrem Glauben ermutigt oder zumindest ermächtigt zu sein, verschiedene Formen von engstirnigen und gewalttätigen Nationalismen, von fremdenfeindlichen Einstellungen,

von Verachtung und sogar Misshandlungen an denen, die verschieden sind, zu unterstützen. Der Glaube muss zusammen mit dem Humanismus, den er inspiriert, ein kritisches Gespür gegenüber diesen Tendenzen lebendig halten und dazu beitragen, schnell zu reagieren, wenn sie sich einzunisten beginnen. Daher ist es wichtig, dass die Katechese und die Predigt auf direktere und klarere Weise die soziale Bedeutung der Existenz, die geschwisterliche Dimension der Spiritualität, die Überzeugung der unveräußerlichen Würde jedes Menschen und die Beweggründe, um alle zu lieben und anzunehmen, einbezieht. (FT 84)

Es sind aber nicht nur die Kirchen, die einen Anspruch auf politische Mitgestaltung der Welt anmelden. Auch Fachleute aus der Wissenschaft fordern die Kirchen auf, angesichts der großen Herausforderungen sich nicht bequem herauszuhalten, sondern ihren prophetischen Dienst zu leisten.

Der Physiker und Gründer des Millenium-Institut in Arlington, Gerald O. Barney, war Experte auf dem Gebiet für nachhaltige Entwicklung. Er leitete 1980 die von US-Präsident Jimmy Carter in Auftrag gegebene große Studie zur Weltlage mit dem Titel „The Global 2000 Report to the President“. (Die Studie erschien 1981 auch auf Deutsch unter dem Titel : Global 2000, Der Bericht an den Präsidenten.) 1993 war Barney zu den Führern der Religionen der Welt eingeladen. Er fasste seine Position in einem „Letter to Our Spiritual Leaders zusammen“. Hier ein Ausschnitt:

Wir, die Menschen der Erde, brauchen die Hilfe und Beteiligung unserer spirituellen Führer. Aus unseren jeweiligen Glaubensrichtungen leiten wir unseren Sinn für den Ursprung, das Selbst, den Zweck und die Möglichkeiten ab. Sie sind unsere Inspirationsquelle für das, was wir Menschen und die Erde werden können. Ihre Träume sind unsere Visionen - und unser Schicksal. Wir sind auf Sie angewiesen.

Wir kommen also beide mit unserem ratlosen Gefühl, dass auf der Erde etwas schrecklich falsch läuft, und mit unserer Frage zu Ihnen: Was sollen wir tun?

E07 Umbau der kirchlichen Sozialgestalt

„Wir leben heute nicht in einer Ära des Wandels, sondern erleben den Wandel einer Ära.“ Das ist einer der markanten Aussagen von Papst Franziskus zur turbulenten Entwicklung, in der sich die katholische Weltkirche heute vor allem in Europa befindet. Was sich nicht wandelt, sind ihre Erzählungen und Rituale. Aber es wandelt sich die Sozialgestalt der Kirche. Das hat mit der Affinität der Kirche mit den Kulturen zu tun, in welche die Kirche das Evangelium einzuweben beauftragt ist. Weil die Kulturen sich ständig weiterentwickeln, ist auch die Kirche eine „ecclesia semper reformanda“. Nur im Wandel erhält die Kirche ihre Identität und damit ihre Handlungsfähigkeit in der Welt, in Geschichte und Gesellschaft, wie der Theologe Johann B. Metz formulierte.

Ereignis – Institution – Sozialgestalt

Jede christliche Kirche gründet im „Ereignis Jesu“: seiner Geburt, seiner verborgenen Familienzeit, seinem öffentlichen Wirken, seinem Leiden und Sterben; vor allem der Erfahrung vieler erwählter Zeugen, dass er nicht im Tod verblieb, sondern – von Raum und Zeit losgelöst – auferstand, sich also in einer neuen Existenzform „zeigte“; den verängstigten Seinen seine Geistkraft einhauchte und ihnen zusicherte, bis zu seiner Wiederkunft am Ende der Zeiten mit ihnen in der Geschichte unterwegs zu bleiben.

Christliche Kirchen und ihre Gemeinschaften leben von der Institutionalisierung dieses Ereignisses. Institutionalisierung ist der Aufstand gegen das Vergessen. Deshalb wurden die Erzählungen niedergeschrieben und dabei theologisch gedeutet. Das Ritual des Herrenmahls wurde getreu überliefert. Christliche Kirchen erneuern sich ständig aus ihm und dem Wort, das in diesem verkündigt wird. Die Taufe gehört zur Feier der Eingliederung in die Reich-Gottes-Bewegung Jesu namens Kirche: Sie fügt ein in einen Lebensraum, der von der Bergpredigt durchweht ist. Deshalb sind die Taufkirchen wie das Taufbecken achteckig gebaut und erinnern so an die acht Seligpreisungen. Es bildeten sich auch Ämter aus, welche nach dem Tod der Zeugen der Auferstehung sicherstellten, dass die Spur des Evangeliums nicht verlassen wird.

Dann aber haben diese Gemeinschaften des Evangeliums in den jeweiligen Kulturen eigene Sozialgestalten ausgebildet, in deren Rahmen Spielregeln, Verantwortlichkeiten, Gesetzeswerke entwickelt werden. Auf diese Weise wurde das Miteinander in den Gemeinschaften geregelt.

Diese Sozialgestalten zeichneten sich von ~~allen~~ Anfang an durch eine „kulturelle Affinität“ aus. Gute Erfahrungen aus dem weltlichen Bereich wurden in die kirchlichen Abläufe implementiert, wie auch umgekehrt die Kirche die Kulturen inspirierte. Es war ein wechselseitiges Nehmen und Geben. Weil die Kulturen verschieden waren, unterschieden sich auch die Sozialgestalten. Sie waren schon in frühkirchlichen Zeiten verschiedenartig: affin mit der jüdischen, der hellenistischen, der römischen Kultur. Diese Gesetzmäßigkeit der kulturellen Affinität war die gesamte Geschichte der Kirche hindurch wirkmächtig und ist es gerade auch heute wieder.

In einem pastoralgeschichtlichen Ausflug will ich typische Sozialgestalten kurz skizzieren, um schließlich auf jenen Umbau der Sozialgestalt zu kommen, den christliche Kirchen heute zu meistern haben.

Kommentiert [MP1]: Hier fehlt ein Wort... „wirken“ oder „gelten“...?

Paulinische Gemeinde in Korinth

Aus der Frühzeit greife ich die Sozialgestalt der paulinischen Gemeinden heraus. Über sie wird im Brief an die Römer sowie an die Christengemeinde in Korinth ausführlich berichtet. Die Schlüsselaussage über die Sozialgestalt der Gemeinde in Korinth steht in 1 Kor 12,7: „Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“

Paulus hatte es in Korinth mit einer Gemeinde mit konkurrierenden Charismatikern, also von Gottes Geist Begabten zu tun: Propheten, Evangelisten, Wunderheilern, Geistrednern, Geisterunterscheidern. Alle hatten die gleiche Würde, weil alle getauft waren und vom selben Geist Gottes erfüllt waren. Das galt gleichermaßen für Frauen und Männer, aber auch Sklaven und Freie, Juden und Griechen (Gal 3,28). Unter den Geistbegabten war auch einer „unter ferner liefen“: einer der leitet (12,28).

Als Paulus seinen Brief an die Korinther schrieb, ging es offensichtlich in der Gemeinde drunter und drüber. Von frühkirchlicher Romantik war keine Spur. Aber alle ihre tollen Geistgaben nützen nichts, so der Gemeindegründer Paulus in seinem gar nicht romantischen Hohelied der Liebe, wenn sie nicht „die Liebe haben“. Paulus beweist sich in diesem Hohelied als eine Art Unternehmensberater; er versucht, vorhandene Rivalitäten zu überwinden.

Dennoch stellte Paulus nicht in Frage, dass alle Mitglieder höchst unterschiedliche Geistesgaben haben, die den Reichtum der Gemeinde darstellen. Es gibt keine Unbegabten in der Gemeinde. Jede und jeder ist zu etwas gut. Zusammen sollen sie, je auf ihre Weise, der Lebendigkeit der Gemeinde dienen.

Die Gemeinden in Korinth und ähnlich jene in Rom sind ~~ein~~ Musterbeispiele für eine egalitäre charismatische Kirchengestalt. Gebildet werden sie von Menschen, die alle „geistlich“ waren und unter denen niemand herausragte. Insofern sie sich als Anhänger des Weges (Apg 9,2) verstanden, sie also miteinander (syn) auf dem Weg (odos) der Nachfolge waren, kann diese Kirchengestalt als synodal gelten.

Konstantinische Ära

Diese egalitäre Kirchengestalt veränderte sich dramatisch, als aus der verfolgten Untergrundkirche im Römischen Reich eine Staatskirche wurde. Massenhaft wurden nunmehr Menschen getauft. Der Bischof, für die Aufnahme in die Kirche zuständig, konnte gar nicht mehr selbst alle taufen. Aber er behielt sich die abschließenden Riten aus der Tauffeier vor, aus denen die Firmung entstanden ist, um die Aufnahme in die Kirche persönlich abzuschließen.

Mit der rasch zunehmenden Quantität nahm die Qualität ab, so klagte im 5. Jahrhundert Silvianus von Marseille. Schnell bildete sich das heraus, was Paul Audet das „pastorale Grundschisma“¹² nannte. Es ist eine Spaltung, eine Zweiteilung innerhalb der Kirche und ihren Gemeinden. Die Priesterkirche bildete sich aus. Hier die Ordinierten, dort die Getauften. Die einen sorgten sich, die anderen wurden versorgt. Aus der Ordination der einen erwuchs die Subordination der anderen. Die geistliche Vollmacht verbündete sich mit organisatorischer Macht, die zudem patriarchal eingefärbt war. Aus den egalitären Gemeinschaften der Frühzeit wurde eine

¹² Audet, Jean-Paul: Priester und Laie in der christlichen Gemeinde. Der Weg in die gegenseitige Entfremdung, in: H.Deissler, H.Schlier, J.-P.Audet, Der priesterliche Dienst, I.: Ursprung und Frühgeschichte (Quaestiones disputatae 46), Freiburg 1970, 115-175.

Zweiständekirche. Aus einer synodalen Kirche wurde eine, die dem Klerikalismus nicht ausreichend Widerstand leistet. Klerus und Laien standen jetzt einander gegenüber. Deren Verhältnis zueinander war geradezu feindselig, so diagnostizierte Papst Bonifaz VIII. Weil die Mehrheit der Getauften passiv war, wanderten notgedrungen ihre Charismen zu den Priestern. Diese saugen sie wie ein Schwamm auf. Nunmehr waren die Priester für alles zuständig und verantwortlich: selbst für das ewige Heil der ihnen Anvertrauten.

Kommentiert [MP2]: Ist es notwendig zu sagen? Oder kann der Teil weg?

Erträglich wurde diese pastorale Last aber dadurch, dass Staat, Gesellschaft und Kultur die Christlichkeit der Leute garantierten. Christsein war „Schicksal“, fate, so der Religionssoziologe Peter L. Berger. Das ging so weit, dass in Wien die Kaiserin Maria Theresia, der „die Förderung der Ehre Gottes“ am Herzen lag, am Sonntag vormittags die Wirtshäuser zusperrte, damit der „gemeine Mann“ sich nicht dort statt in der Kirche unter der Kanzel einfinde. Zudem ordnete sie am Nachmittag für die Männer eine „Christenlehre“ an.

Aus einer synodalen Kirche wurde also eine, die klerikal war bzw. dem Klerikalismus nicht ausreichend Widerstand leistete.

Kirche in der Aufklärung

Diese für die Seelsorge günstige Lage begann sich nach dem Dreißigjährigen Krieg zu lockern. Die Aufklärung trieb diesen Prozess zügig voran. Ziel war die Trennung von Kirche und Staat. Der Staat hörte auf, die Gläubigkeit des Volkes zu garantieren. Diese Aufgabe musste die Kirche und mussten damit die Priester nun selbst übernehmen. Das überforderte nicht wenige Priester. So streckten sie die Arme aus nach Menschen, welche die Aufgabe mit ihnen teilen sollten, wie es ein Primizprediger 1955 formulierte. An diese delegierten sie pastorale Aufgaben. Die Grundstruktur der Sozialgestalt der Kirche hat sich dadurch aber nicht geändert. Sie blieb weiterhin Priesterkirche, in der sich Pfarrer Unterstützung durch ein paar Kirchenmitglieder suchen. Wie sehr das Grundgefüge der Sozialgestalt gleich blieb, zeigt ein Text, den das Erste Vatikanische Konzil vorbereitet hatte. In diesem sollte die Zweiteilung dogmatisch festgeschrieben werden, wozu es aber nicht gekommen ist. In einer ständischen Gesellschaft war die Kirche zu einer Zweiständegesellschaft geworden; in absolutistischen Staaten wurde die Amtskultur absolutistisch eingefärbt. Kulturelle Affinität, die sich aber alsbald als ekklesiologische Irrweg erweisen sollte.

Besonders deutlich kommt das in einem Text zum Vorschein, den das Erste Vatikanische Konzil aber wegen eines frühzeitigen Endes nicht mehr verabschiedet hat:

*Die Kirche Christi ist jedoch nicht eine Gemeinschaft von Gleichgestellten, in der alle Gläubigen dieselben Rechte besäßen. Sie ist eine Gesellschaft von Ungleichen, und das nicht nur, weil unter den Gläubigen die einen Kleriker und die anderen Laien sind, sondern vor allem deshalb, weil es in der Kirche eine von Gott verliehene Vollmacht gibt, die den einen zum Heiligen, Lehren und Leiten gegeben ist, den anderen nicht.*¹³

Kommentiert [MP3]: Ist das ein Zitat? Willst du das eventuell zuvor sagen, von wem das ist? Oder sollen wir später ein Texttafel mit dem Urheber einblenden?

Zweites Vatikanum

Der Ruf nach Erneuerung wurde immer lauter. Das geschah insbesondere in jenen Kreisen, welche sich in die Bibel vertieften und die Liturgie erneuerten. Einen wichtigen Schritt zur Erneuerung der Kirchengestalt machte das Zweite Vatikanische Konzil. Die Konzilsväter lehnten es

¹³ Neuner, Josef/Roos, Heinrich: Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung, Regensburg 131992, 394.

mehrheitlich ab, das auf dem Ersten Vatikanischen Konzil liegengebliebene Zweiständemodell rasch zu beschließen. Vielmehr entwarfen sie mit ihren Theologen ein Kontrastmodell. Den Ausgang bildete nunmehr nicht die Ordination, sondern die Taufe.

Es ist die Taufe, die das Volk Gottes konstituiert. In diesem herrscht, auf Grund der Wiedergeburt in Jesus Christus, eine wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung. Auf dieser Basis der Gleichheit baut eine bunte Vielfalt von Begabungen, Diensten und Ämtern auf. Der Ordo wurde als dienendes Element in diese Volk-Gottes-Theologie eingewoben. Natürlich gibt es in der so gestalteten Kirche das ordinierte Amt, aber die Amtskultur ändert sich. Diese Kirchengestalt versteht sich nicht mehr als klerikal, sondern im Sinn des Ursprungs wieder als synodal.

Es ist nun relativ einfach, eine Kirchengestalt zu beschließen, wie dies auf dem Zweiten Vatikanum in Lumen gentium geschehen ist. Aber der Weg, diese Kirchengestalt auch in den Alltag des kirchlichen Lebens zu implementieren, dauert erfahrungsgemäß lange.

Auf diesem Weg der Erneuerung nach dem Konzil hat es nicht nur Fortschritte gegeben. Das kirchliche Gesetzbuch von 1983 hat die Möglichkeiten der Partizipation von Laien an Synoden deutlich zurückgefahren. Unter den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. wuchs angesichts der Entwicklung der Kirche im nordatlantischen Bereich Europa und Nordamerika eine folgenschwere Konzilsskepsis. Zwar war schwer zu belegen, dass das Konzil schuld sei am „Abbruch“ der Kirche, so beschrieb die Entwicklung der Wiener Kardinal Christoph Schönborn. Denn niemand kann sagen, wie die Entwicklung ohne Konzil verlaufen wäre. Aber kein geringerer als Papst Franziskus beobachtete mangelnden Eifer, die Konzilsbeschlüsse auch in die Tat umzusetzen. Zum Jahrestag des Konzilsabschlusses sagte er in einer Predigt in Santa Marta, in Anwesenheit des papa emeritus Benedikt XVI.:

Das Konzil war ein großartiges Werk des Heiligen Geistes. Denkt an Papst Johannes: Er schien ein guter Pfarrer zu sein, aber er war dem Heiligen Geist gehorsam und hat dieses Konzil begonnen. Aber heute, 50 Jahre danach, müssen wir uns fragen: Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar auch Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man törichte und lahme Herzen.¹⁴

Um die Umsetzung des Zweiten Vatikanums voranzutreiben, hatte Papst Franziskus 2021-2024 eine Weltsynode einberufen. Ihr Ziel war es, mit der Synodalisierung der katholischen Weltkirche voranzukommen. Teilziele waren: Überwindung der Stagnation, Dezentralisierung, stärkere kulturelle Affinität, Aufwertung der Regionen, also der Kontinentalversammlungen, der Bischofskonferenzen wie der Ortskirchen. Aber auch von der Synode gilt, dass das Papier geduldig ist. Auch jetzt kommt es darauf an, dass sich die Regionen der katholischen Weltkirche ganz praktisch und nachhaltig synodalisieren. Man wird sehen, ob es dem neuen Papst Leo XIV gelingt, die theologische Vision auch in kirchenrechtliche Bestimmungen zu fassen.

¹⁴ http://www.archivioradiovaticana.va/storico/2013/04/16/papst_franziskus_bemaengelt_umsetzung_des_zweiten_vatikanums/ted-683281 (29.11.2024)

Anleitung zum Umbau

Im Folgenden widme ich mich der Frage, welche pastoralen Maßnahmen den Umbau der Sozialgestalt der Kirche von einer Priesterkirche in eine Volk-Gottes-Kirche, die ich gerne Taufberufungskirche nenne, in der Zeit nach der Weltsynode voranbringen können. Dabei wird sich auch zeigen, wie die künftige Sozialgestalt der Kirche in Europa aussehen könnte.

1. Es muss ein bewegendes Erlebnis für die Versammelten gewesen sein. Der Heilige Geist habe sich, so der Bericht in der Apostelgeschichte, in Feuerzungen auf alle herniedergelassen. Petrus beflügelte dies zu einer feurigen Predigt über das, was in Jesus Leben, Tod und Auferstehung passiert war. „Als sie das hörten, traf es sie mitten ins Herz“ (Apg 2,37). Unglaublich viele ließen sich betroffen taufen und schlossen sich der jungen Jesusbewegung namens Kirche an: „An diesem Tag wurden ihrer Gemeinschaft etwa dreitausend Menschen hinzugefügt. Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten.“ (Apg 2,41f.)

Die Gemeinschaften des Evangeliums werden auch künftig durch „Hinzufügen“ wachsen. Das ist der Schlüssel zur „praktischen Ekklesiogenese“. Der Hinzufüger ist Gott selbst, der Menschen zur Bewegung Jesu beruft. Ist es vermessen, Gott zuzutrauen, dass er zu allen Zeiten stets ausreichend viele Menschen der Jesusbewegung namens Kirche „hinzufügt“? Und weil derzeit Kirche in Europa wie das Altersheim der Weltkirche erscheint, weil es an jungen Menschen fehlt, ist die Frage: Ist Gott zuzutrauen, dass er auch hinreichend viele junge Menschen „hinzufügt“?

Dieses „Hinzufügen“ ist ein Vorgang, für den im spirituellen Sprachspiel das Wort „Berufung“ steht. Heute sind es einzelne Menschen, die Gott beruft und sie in ihrem Herzen anregt, seine Berufung auch anzunehmen. Niemand kann sie dabei vertreten. Im Ritual einer Priesterweihe sprechen die Kandidaten ein „Adsum“ – „ich bin bereit“. Das wird auch der Schlüssel für die Ausbildung der neuen Sozialgestalt der Kirche sein: Es braucht im Kirchenvolk neben den berufenen Priestern viele Berufene, die ein entschlossenes Adsum zur „Kirchenberufung“ und damit zur Taufe sagen. In Zeiten, in denen die Kindertaufe nicht mehr als kulturell selbstverständlich gilt, werden es Erwachsene sein, die sich berufen fühlen und sich in die Gemeinschaft des Evangeliums eingliedern. Beide Formen - die Kindertaufe und die Erwachsenentaufe - machen Sinn. Entscheidend ist aber, dass es auch zur persönlichen Annahme der Taufberufung kommt.

Zur Förderung der gottgegebenen Berufungen wird die Kirche ein kluges Berufung coaching entwickeln. Dann werden Berufene zu Hinzugefügten. Könnte nicht jede engagierte Christin, jeder begeisterte Christi Jahr um Jahr einen jungen Menschen auf seinem Weg der Berufung coachen? Die Frage ist: Wie aber erkennt man bei sich selbst oder bei anderen eine solche geistliche Kirchenberufung? Kann man sich prüfen, indem man in einer Gemeinschaft des Evangeliums als Gast mitlebt und an einem pastoralen oder diakonalen Projekt mitarbeitet?

2. Mit der Berufung werden durch Gottes Geist Begabungen geschenkt. Die Bibel nennt sie Charismen, eben Geistgaben. Diese zu entdecken, zu entfalten und im Leben und Wirken einer Gemeinschaft zu platzieren liegt in der Verantwortung der Berufenen, wobei sie von der Gemeinschaft kompetent unterstützt werden.

Die Gaben sind auch heute höchst unterschiedlich, wobei die gemeinsame Grundbegabung jene Liebe ist, die uns zu Ebenbildern Gottes macht und nach der das Leben aller Menschen am Ende evaluiert werden wird (Mt 25,31-46). Manche Kirchenmitglieder sind krank, haben aber die Gabe, jenen zuzuhören, die sie besuchen. Andere setzen sich in einer politischen Gemeinde ein,

arbeiten als Christ:innen in der Politik auf unterschiedlichen Ebenen mit. Andere geben einem oder mehreren Kindern gedeihlichen Lebensraum, engagieren sich in Bildungseinrichtungen von Kindergärten bis Hochschulen. Damit soll deutlich gesagt werden, dass die Charismen, die der Kirche gegeben sind, keineswegs allein dem innerkirchlichen Leben „nützen“, wie Paulus sagt.

Aber die Kirche lebt künftig auch von gemeindedienlichen Begabungen. Damit Gottesdienste gefeiert werden können, braucht es nicht nur Vorstehende, sondern in erster Linie Mitfeiernde. Ob es nicht, synodal formuliert, richtiger ist, zu sagen: Es braucht Getaufte, die sich versammeln, um miteinander zu feiern und mit denen jemand vorstehend mitfeiert?

Künftig werden es gemeindeerfahrene Getaufte sein, denen verantwortliche Aufgaben im Leben einer Gemeinschaft des Evangeliums übertragen werden. In der französischen Diözese Poitiers wird in den lokalen Kommunen eine „Equipe“ von fünf Personen in einer feierlichen Liturgie „bestellt“. Eine solche besteht aus einem Gesamtkoordinator, einem Schatzmeister, einem Verantwortlichen für Gebet und geistliches Leben, einem Verantwortlichen, der die Freude am Evangelium „kultivieren“ soll, sowie einem Verantwortlichen, der sich um Notleidende kümmert. Der Gesamtkoordinator und der Schatzmeister werden gewählt, die übrigen drei zusätzlichen Personen¹⁵ werden aufgrund ihrer Charismen von den Gewählten „gerufen“. Ähnlich verfährt derzeit die Kirchenentwicklung in der Diözese Linz: Es wird ein Seelsorgeteam (SST) mit Verantwortlichen für die Liturgie, die Verkündigung und die Diakonie von den Mitgliedern der Gemeinschaft gewählt und offiziell (vom Bischof) bestellt.

3. Eine gläubige Gemeinschaft des Evangeliums lebt und erneuert sich ständig aus der Feier der Eucharistie. Diese ist „Quelle und Höhepunkt allen christlichen und kirchlichen Lebens, so das Zweite Vatikanische Konzil. Papst Johannes Paul II. schrieb 2003 eine Enzyklika mit dem bezeichnenden Titel „Ecclesia de eucharistia“, die Kirche wird aus der Eucharistie geboren. Papst Franziskus stützt sich darauf und folgert: „Die Kirche macht die Eucharistie, die Eucharistie macht die Kirche.“

Im Normalfall soll der Eucharistiefeier ein ordinierter Priester vorstehen. Die Priester kamen seit Jahrhunderten vom freien Berufungsmarkt. Sie wurden in der römisch-katholischen Kirche, von Ausnahmen abgesehen, aus dem Pool unverheirateter, akademisch gut ausgebildeter Männer genommen. In einigen Kirchengebieten ist dieser freie Berufungsmarkt ausgetrocknet. Es gibt viel zu wenige Priester in Europa, in Lateinamerika, aber auch in Südafrika. Die Amazoniensynode hat Papst Franziskus einen Vorschlag unterbreitet, der vom südafrikanischen Bischof Fritz Lobinger entworfen wurde. Man könnte aus dem Personenkreis, der dank langjähriger gemeindlicher Dienste „gemeindeerfahren“ ist, einige „personae probatae“ auswählen, berufsbegleitend ausbilden und in Teams of Elders, also lokale Priesterteams ordinieren. Die Mehrzahl der Priester in den lokalen kirchlichen Gemeinden kämen dann nicht mehr vom freien Berufungsmarkt, sondern aus gläubigen Gemeinden, für die ~~sich~~ sie dann bestellt werden. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auf diesem Weg der dramatische Mangel an Priestern alsbald überwunden werden kann.

4. Auch die kommende Sozialgestalt der Kirche kennt unveränderlich das ordinierte Amt. Ändern werden sich aber die Suche nach geeigneten Personen, die Zugangskriterien zum Ordo, Ausbildung und Supervision. Verändern wird sich nicht zuletzt die Amtskultur. Das Amt bringt keinen Aufstieg, sondern führt in den Abstieg des Dienens. Biblische Leitbilder weisen den Weg. Ordinierte messen sich an den Bildern eines Hirten, eines Galeerensklaven, eines Dieners an den

¹⁵ Zeugnis (Verkündigung), Gebet, Dienst (an den Menschen).

Tischen, eines, der Füße wäscht. Das Amt wird bestellt zum Dienst an jener Gemeinschaft des Evangeliums, aus der es auch entspringt.

5. Die lokalen Gemeinschaften des Evangeliums werden von einem regionalen Netzwerk von Gemeinden getragen. Mit Bildungseinrichtungen, Krankenhäusern, Gemeinschaften anderer christlicher Kirchen, aber auch anderer Religionsgemeinschaften bilden sie ein Netz. Manche pastorale Vorgänge werden sich lokal ereignen, andere regional. Lokal geschieht Feiern, Erzählen, den Armen in der Gemeinschaft dienen. Regional wirken viele Gemeinschaften und Organisationen zusammen. Sie machen Projekte, die das gesellschaftliche Leben inspirieren und dessen Menschlichkeit stärken. Das Lokale lebt vom Ehrenamt, das künftige Priesteramt eingeschlossen. Das Regionale braucht wegen des gesellschaftlichen Anspruchs auf Professionalität auch Hauptamtliche. Es wird viel darauf ankommen, die Frage zu beantworten, welcher pastorale Vorgang optimal in welchem Raum gestaltet werden kann.

Diese kommende Sozialgestalt der Kirche wird nicht mehr klerikal, sondern synodal sein. Sie lebt von der angenommenen Taufberufung vieler Mitglieder. Sie kennt neue Formen von Diensten und Ämtern, darunter das Priesteramt.

Auf dem Weg dahin wird es nötig sein, Priester, die an eine autoritär-patriarchale Amtskultur gewöhnt sind, auf einen Weg der Bekehrung mitzunehmen und ihnen die Erfahrung zu vermitteln, dass eine synodale Ausübung des Priesteramts fruchtbarer ist und auch menschlich entlastet.

Aber auch die Mitglieder im Kirchenvolk werden sich von eingespielten Bildern verabschieden. Sie werden lernen, dass die Kirche kein Dienstleistungsbetrieb von hauptamtlichen Pastoralexperten:innen ist, sondern eine Gemeinschaft, die gute Dienste leistet. Dies ist gewiss ein Abschied von einer bequemen Priester- und Dienstleistungskirche, die ihre Mitglieder auf hohem Niveau mit Predigten, Ritualen zu den Lebenswenden und diakonalen Diensten versorgt. Immer mehr Kirchenmitglieder werden hingegen auf ihre urpersönliche Berufung auf Gott hören, ihre Adsum sprechen und sich einbringen. Dabei werden sie nicht nur spirituell, sondern auch menschlich gewinnen. Sie erhalten Ansehen und Anerkennung, können nachhaltige und verantwortungsvoll mitgestalten und nicht zuletzt sich menschlich wie spirituell beheimatet fühlen.

6. Diese kommende Sozialgestalt lebt von einem „harten Kern“ derer, die ihre Berufung angenommen haben und in Engagement ummünzen. Es wird eine gastfreundschaftlich-offene Gemeinschaft sein, wie ein Gasthaus oder eine Herberge. Es wird unter den Mitgliedern Zweifler geben, Suchende, solche die sich annähern, andere, die sich entfernen. Es werden Traditionsbesorgte wie Reformbewegte darunter sein. Manche fühlen sich konservativ; andere progressiv: Ich bevorzuge es mit Papst Franziskus, radikal zu sein, wobei die Wurzel (radix) das Evangelium ist, das im Grunde alle eint. Das wird dem Zusammenleben die Kunst einer hohen Toleranzfähigkeit abverlangen. Aber diese Vielfalt bedroht nicht, sondern bereichert. Das macht die Kirche einem großen Vogel ähnlich. Er fliegt nur, wenn er zwei Flügel hat.

E08 Kultur der Beteiligung - neue Amtskultur

Eine synodale Kirche ist eine Gemeinschaft, in der sich auf Grund der Eingliederung in sie, also dank der Taufe, alle für ihre Mission, ihre Sendung, verantwortlich wissen. Aus dieser Sendung und Verantwortlichkeit erwächst die Pflicht und auch das Recht zu Teilhabe, Beteiligung, Partizipation. Es war daher ein großes Anliegen der dreijährigen Wertsynode, die 2024 vorläufig endete, diese Teilnahme aller zu fördern und ihr auch einen rechtlich verbindlichen Rahmen zu geben. Genau um diese Kultur der Beteiligung geht es in diesem Modul der „Pastoraltheologie kompakt“. Das Thema der Gestaltung der Beteiligung hat nicht nur mit dem Kirchenbild zu tun, ist also nicht nur eine theologische Frage. Sie hängt auch mit der „kulturellen Affinität“ der Kirche zusammen. Im Lauf der Jahrtausende hat die jeweilige Kultur bei der Ausgestaltung der Beteiligung stets eine prägende Rolle gespielt. Umgekehrt haben auch die Kulturen von den Grundlagen der Beteiligung in den Kirchen profitiert. Beteiligung hat somit einerseits eine ekklesiologische, andererseits eine kulturelle Dimension. Dazu kommt schließlich eine anthropologische Dimension. Solche Zusammenhänge gilt es nunmehr zu entfalten.

Kulturelle Affinität formt und verformt das Kirchenbild

In einer Studie zur Synodalisierung der Kirche war als Testinstrument die sogenannte „Leiter der Teilnahme“ (ladder of participation) von Sherry Arnstein zum Einsatz gekommen. Wie jede Leiter hat sie aufsteigende Stufen. Je höher die Stufe, desto intensiver ist die Teilhabe. Die unterste Stufe nennt Arnstein die Instrumentalisierung. Das heißt: Mitglieder einer Organisation werden „benutzt“, sie haben nichts zu sagen. Dann nimmt, die Stufen aufsteigend die Beteiligung zu. So folgen auf die Instrumentalisierung Anweisung, Information, Anhörung, beratende Einbeziehung. Sodann verlagert sich der Akzent vom Beraten in Richtung Beteiligung am Entscheidungsprozess. Nunmehr lauten die Formen der Partizipation: Mitbestimmung, teilweise Entscheidungskompetenz, Entscheidungsmacht und schließlich am Ende der Leiter Selbstorganisation.

Den Teilnehmenden an der Studie war die Frage gestellt worden, wie sie die Partizipation in ihrer Berufswelt und sodann in drei christlichen Kirchen, der orthodoxen Kirche, den Kirchen der Reformation sowie der katholischen Kirche einschätzen. Das Ergebnis macht nachdenklich. Im Beruf werden die höchsten Werte zwischen beratender Einbeziehung und teilweiser Mitbestimmung erreicht. Die Ergebniskurve für die Kirchen der Reformation verläuft weithin parallel zur beruflichen Kurve. Partizipation ist also in dieser Konfession „kulturell affin“: Die Mitglieder der Kirche erleben kirchenintern eine ähnliche Partizipationskultur wie in ihrer Berufstätigkeit.

Die Daten für die orthodoxe Kirche sind wegen der vermutlich geringen Einsicht der Befragten in deren Verhältnisse nicht sehr aussagekräftig. Anders die Einschätzung der Partizipation in der katholischen Kirche. ~~Ganz~~ Sehr hoch ist der Wert bei der zweittiefsten Stufe - der Anweisung. Die Werte ~~für~~ der Stufen, die mit Mitbestimmung zu tun haben, sind hingegen ~~ganz~~ sehr niedrig.

Die katholische Kirche erweist sich im deutschsprachigen Raum Europas, in dem die Studie stattgefunden hat, als wenig partizipativ und damit als wenig „kulturell affin“. Dies erzeugt bei vielen Kirchenmitgliedern eine „kognitive Dissonanz“. Partizipation, wie sie im beruflichen Leben üblich ist, erscheint im kirchlichen Raum für sie nicht möglich. Manche verlassen deshalb die kirchliche Gemeinschaft, die ihnen antiquiert und befremdlich vorkommt. Kirchenresiliente Personen erleiden eine Art „kulturelles Martyrium“: sie leiden unter den konträren Teilhabekulturen in Beruf und Kirche.

Es war eines der Hauptziele der Weltsynode, eben dieses Defizit an nachhaltiger Partizipation beim Treffen von Entscheidungen der Kirche abzubauen, dies allerdings weniger aus kulturellen, sondern primär aus theologischen Gründen. Partizipation war neben Gemeinschaft und Mission, eines der drei Hauptanliegen des Synodenprogramms.

Die Entwicklung ernstzunehmender Formen der Partizipation sollte dadurch erleichtert werden, dass die katholische Kirche von anderen Kirchen lernt: etwa den Kirchen der Orthodoxie oder der Reformation. Ein Lernen von der Demokratie wurde zumindest rhetorisch zurückgewiesen. Die Frage einer „Demokratisierung der katholischen Kirche“ greifen wir in diesem Modul später noch auf.

Teilhabe auf Grund der Taufe

Nun trifft nicht zu, dass die katholische Kirche keine Formen der Beteiligung kannte und kennt. Aus der frühen Kirche gibt es beeindruckende Zeugnisse dafür. So schrieb etwa Bischof Cyprian (Ep. 14,4) an seine Gemeinde: „Gleich zu Beginn meines bischöflichen Dienstes habe ich beschlossen, nichts ohne euren Rat und ohne die Zustimmung des Volkes zu tun – lediglich auf Grund meiner persönlichen Ansicht.“ Für Bischof Cyprian ist es wichtig: „gemeinsam eine Lösung zu suchen, wie es die gegenseitige Ehrerbietung erfordert“. Im Decretum Gratianum, einem Gesetzeswerk aus 1140, wird bestimmt: „Was alle angeht, soll von allen entschieden werden.“ Partizipation war auch in Ordensgemeinschaften die Regel. Der Dominikanerorden war in dieser Frage seiner Zeit voraus. Solche Formen der Beteiligung verdunsteten allerdings in jener Phase der Kirche, in der sie in durchaus starker Affinität zum staatlichen Absolutismus ihre Leitung vom Papst abwärts monarchisch-absolutistisch organisierte. Das Erste Vatikanische Konzil bildete diesbezüglich einen Höhepunkt. Hinsichtlich der Ausgestaltung des Bischofs- und des Pfarreramtes wirft das Erste Vatikanische Konzil nach wie vor einen langen Schatten bis in die Zeit des Zweiten Vatikanums hinein.

Das Zweite Vatikanische Konzil überwand im Dokument über die Kirche ihre monarchische Amtskultur. Im Zuge der Aufwertung der Taufe hatte das Konzil für die Amtsträger auf allen Ebenen Beratungsgremien installiert. Auf der Weltebene tagt seither die Bischofssynode regelmäßig. Lokale Diözesan- und Pfarrgemeinderäte sind im Kirchenrecht vorgesehen. Es gibt, etwa im Ordensrecht, „Materien“, in denen der Obere verpflichtet ist, Rat in der Gemeinschaft einzuholen. Tut er das nicht, ist seine Entscheidung rechtlich nichtig. Allerdings haben diese etablierten Formen der Beteiligung einen Hasenfuß. Wenn der Obere (oder ein Bischof oder ein Pfarrer) „schwerwiegende Gründe“ hat, einem übereinstimmend gegebenen Rat nicht zuzustimmen, muss er dem Rat ohne Angabe von Gründen nicht folgen. Es irritiert, dass der Amtsträger in seinem Ermessen selbst darüber entscheidet, was schwerwiegende Gründe sind. Wörtlich heißt es im Kirchenrecht von 1983: „Wenn der Rat gefordert wird, ist die Handlung eines Oberen rechtsunwirksam, der diese Personen nicht hört; obgleich der Obere keineswegs verpflichtet ist, sich ihrer, wenn auch übereinstimmenden, Stellungnahme anzuschließen, darf er dennoch ohne einen seinem Ermessen nach überwiegenden Grund von deren Stellungnahme, vor allem von einer übereinstimmenden, nicht abweichen.“ (CJC can 127 §2).

Beraten und entscheiden

Der Schlüssel zu einer ernsthaften Beteiligung der Kirchenmitglieder an den Entscheidungen der Amtsträger ist, wie beraten und entscheiden miteinander verbunden werden. Die Internationale Theologenkommission hat dazu einen Vorschlag unterbreitet. So sieht dieses Modell der Partizipation aus: Alle Getauften haben ein Recht und auch die Pflicht, sich am „decision making“ zu

beteiligen. Auf der jüngsten Weltsynode wurde diese Form der Beteiligung auch ausgiebig praktiziert. Alle sollten nach einer Zeit der Stille hören, was Gottes Geist, der oberste Protagonist der Synode, den anderen Beteiligten eingibt. Dabei wird vorausgesetzt, dass dieser Geist Gottes allen gegeben ist (1 Kor 12,7). Sodann kommt es zum „decision taking“: zur Entscheidung über das in den Beratungen Vorbereitete. Diese soll künftig an die Beratung gebunden sein. Möglich ist, dass Bischöfe oder der Papst das Beratungsergebnis einfach annehmen. Das ist aber nicht zwingend der Fall: obliegt doch dem Amt auch künftig die Sicherung der Spurtreue im Evangelium. Nunmehr aber wird von der Synode eine Rechenschaftspflicht eingebaut. Es soll keinen ungebundenen Spielraum für das Ermessen der Amtsträger geben. Wie dieses Zueinander von „decision making“ und „decision taking“ konkret ausgestaltet wird, ist einer Kirchenrechtskommission anvertraut. Es ist zu hoffen, dass es nicht nur bei den schönen Absichtserklärungen des Schlussdokuments verbleiben wird, sondern das Beraten nachhaltig in die Entscheidungen einfließt.

Demokratisierung

Papst Franziskus hat sich im Umfeld der Weltsynode vehement gegen eine Demokratisierung der Kirche verwehrt. Dafür konnte er durchaus gute theologische Gründe vorbringen. Das Recht geht vom Volke aus, so die demokratische Grundlogik. Die Kirche aber verdankt sich Gott. Sie ist Gottes Volk. Streng genommen ist die Kirche also eine Theokratie. „Jesus ist der Herr“, so formuliert Paulus und meint den auferstandenen Christus (Röm 10,9). In den Versammlungen der eritreischen Kirche wird deshalb im Kreis der gleichrangigen weißgekleideten Getauften, Frauen wie Männern, in der Mitte die Bundeslade mit den Gesetzestafeln vom Berg Sinai aufgestellt. „Hierarchisch“ ist die Kirche insofern, als sie „heiligen ((ἐπὶ)) Ursprungs ((ἀρχῆς))“ ist. Hierarchisch ist somit ein Herkunfts- und kein Herrschaftsbegriff. Auf der menschlichen Ebene ist die Kirche als Theokratie zuallererst eine Anarchie (α privativum und ἀρχή): es gibt keine Herrschaft von Menschen über Menschen. Deshalb herrscht auch eine fundamentale Gleichheit an Würde und Berufung aller Getauften (Lumen gentium 32; CJC can 208).

Dennoch braucht es für die Abläufe des kirchlichen Lebens tragfähige Ordnungen. Zwar gibt es auch heute Versuche kleiner kirchlicher Gemeinschaften, ohne solche auszukommen; oft sind diese, vor allem wenn sie größer wurden, langfristig gescheitert.¹⁶ Solche Ordnungen haben sich zumeist „kulturell affin“ ausgebildet. Nachweislich entstammten diese etwa in der Zeit der römischen Staatskirche dem profanen Bereich, so die Einteilung in Diözesen oder die Ausgestaltung des Bischofsamtes.

Der deutsche Politologe Hans Maier, ein erfahrener Mann der Kirche in Deutschland, stellte die Frage, warum bei der Gestaltung von organisatorischen Abläufen die (katholische) Kirche in heutigen demokratischen Kulturen nicht „vom Nachbarn Staat lernen“ könne und solle? Das würde die Kirche zu keiner Demokratie machen. Aber gute demokratische Erfahrungen wie Gewaltenteilung, Verwaltungsgerichtsbarkeit oder auch Verfahrensabläufe wie regelmäßige Sitzungen des Papstes mit den Leitenden der Dikasterien, also der Ministerien des Vatikans, könnten das Zusammenleben und Zusammenarbeiten in der Kirche auf allen Ebenen meliorisieren.

¹⁶ Gibt es christliche Gemeinschaften ohne Leitung Ja, es gibt christliche Gemeinschaften, die ohne traditionelle Leitung oder Hierarchien funktionieren. Ein Beispiel ist das kirchliche Start-up "UND Marburg" in Deutschland. Diese Gemeinde organisiert sich selbst, ohne Pfarrer, Leitung oder Hierarchien. Alle Mitglieder dürfen mitmachen und tragen zur Gemeinschaft bei.

Ein weiteres Beispiel sind Kleine Christliche Gemeinschaften (KCGs), die sich regelmäßig in Privathäusern treffen und oft ohne Priester oder Hauptamtliche auskommen. Diese Gemeinschaften legen großen Wert auf Partizipation und gemeinsames Kirchesein. (KI-Anfrage 10.12.2024)

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil war ich drei Jahre in der Leitung des Wiener Priesterseminars. Die Studierenden waren von der Aufbruchstimmung des Konzils begeistert. Beteiligung aller auf Grund der Taufe wurde großgeschrieben. Ein Seminarrat wurde eingerichtet. Die Leitung musste zu den Vorschlägen Stellung nehmen. Das ging klaglos, wenn es gegen die Vorschläge des Seminarrates keinerlei Einwände gab. Tauchten aber Bedenken auf, verpflichtete die Seminarordnung die Leitung, Gründe für die Ablehnung konkreter Aspekte vorzulegen. Dann ging der Vorschlag wieder in den Seminarrat zurück. Er wurde weiterberaten, gegebenenfalls zusammen mit der Leitung in einer Art Vermittlungsausschuss, um einen annehmbaren Vorschlag zu entwickeln. Solche Entscheidungsschleifen sind sinnvoll, will man nicht doch wieder in eine Zeit zurückfallen, in der die Leitung letztlich das Sagen hatte, egal, was ihr geraten wurde. Als Prinzip leitete uns damals der altkirchliche Grundsatz: Keine Entscheidung ohne Beteiligung der Betroffenen.

Urwünsche

Solche Überlegungen führen zu einem Aspekt, welcher bei der Entwicklung einer zeitgerechten Partizipationskultur eine oft übersehene Rolle spielt. Es geht nämlich nicht nur um die theologische Schlüssigkeit, auch nicht nur um die kulturelle Affinität, sondern sehr wohl auch um anthropologische Grundbedürfnisse.

Zu den menschlichen Urwünschen gibt es schon längere Zeit Studien. Der deutsche Sozialpsychologe Gerhard Schmidtchen hatte im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz untersucht, was nach dem Abschied von der Religion „den Leuten heilig“ ist: worüber sie also nichts kommen lassen. Ich nenne diese unantastbaren „Werte“ „Lebensheiligtümer“. Das Ergebnis der Arbeiten von Schmidtchen ist verblüffend einfach. Der Mensch erweist sich wie alles höher organisierte Leben: es herrscht ein unentflechtbares Wechselspiel zwischen Stabilität und Mobilität. Oder im Bild eines Baumes: Der Baum wurzelt und wächst. Ins Negative verkehrt: sind die Wurzeln krank, erkrankt auch der Baum. Verdorren Blätter und Äste, sterben allmählich auch die Wurzeln. Schmidtchen konnte ausmachen, wie sich dieser Wunsch nach dem Wachsen und Wurzeln beim Menschen zeigt. Wurzeln wird beim Menschen zum Wunsch nach Beheimatung, nach Dazugehören. Wachsen wieder zeigt sich im Wunsch nach Freiheit, nach Macht und Selbstmächtigkeit das eigene Leben selber gestalten zu können. In der Studie haben sich auch „Symbole“, Realisierungsort und Realisierungsweisen für diese Urwünsche gezeigt. Der Wunsch nach Beheimatung wird heute mit der Familie verbunden, also mit einem Lebensraum, geprägt von Stabilität und Liebe. Der Wunsch nach Freiheit äußerte sich in der Zeit der Studie 1976 im Auto, was sich heute angesichts der vielen Staus wohl geändert hat. Zu den beiden dialektischen Urwünschen nach Heimat und Freiheit gesellt sich der Grundwunsch nach Einmaligkeit, Individualität, ~~nach~~ Unaustauschbarkeit, nach einem Namen.

Diese Trias an Urwünschen findet sich in Märchen und Sagen. Sie taucht in der Beziehungsliteratur auf. Zum Gelingen einer ehelichen Beziehung, so die tiefenpsychologisch ausgerichteten Ehwissenschaftler Anneliese und Franz Heigl-Evers, trägt bei, wenn die Balance zwischen Geben und Nehmen, Gelten und Geltenlassen, Lieben und Geliebtwerden gelingt. Auch das sind Variationen der Urwünsche nach Name, Macht und Heimat.

Kommen diese Urwünsche im Leben eines Menschen nicht (mehr) vor, dann ist das kein gutes Leben (mehr); es gleicht mehr dem Tod als dem Leben. Das zeigte sich in biblischen Zeiten an der Lage der Aussätzigen. Sie wurden damals zu den Toten gezählt. Heute würde man sagen, dass sie sozial tot waren. Es war auch kein Leben: Niemand konnte ihnen nahekommen, sie ansehen und so Ansehen geben. In ihrer Krankheit konnten sie auch nichts mehr machen, ihre Selbstmächtigkeit war dahin, ihre Freiheit verloren. Und schließlich gehörten sie nicht mehr

dazu: unser Wort „aussätzig“ bringt dies zum Ausdruck, sie waren hinausgesetzt aus der Gemeinschaft. Bemerkenswert ist, dass Jesus genau diese drei Urwünsche für den Aussätzigen wieder erfahrbar macht: Er gibt dem Unansehnlichen Ansehen, der heilt ihn und schenkt ihm damit Freiheit und Selbstmächtigkeit. Schließlich schickt er ihn zu den Priestern, die damals wie ein Meldeamt fungierten. Das im Tempel dargebrachte Opfer kam der Ausstellung eines Meldzettels gleich (vgl. Mt 8,1-4).

Es kommt auf dem Hintergrund solchen Wissens um die Bedeutung der Lebensheiligtümer nicht überraschend, dass sie auch in der Frage der Beteiligung eine gewichtige Rolle spielen. Motivationsstudium zum ehrenamtlichen Engagement in kirchlichen Gemeinschaften zeigen, dass dieses natürlich ohne gläubige Gründe nicht auskommt. Ehrenamtliche engagieren sich, um Gott und den Menschen zu dienen und einen Dienst in jener Kirche zu leisten, zu der sie sich von Gott berufen wissen. Das traditionelle kirchliche Ehrenamt hat nahezu ausschließlich auf diese gläubige Motivation gesetzt.

Heute hingegen hat sich – zunächst im säkularen Bereich, nun aber auch immer mehr in den Kirchen – ein „neues Ehrenamt“ herausgebildet. Neu ist, dass nun nicht mehr nur Gottes- und Nächstenliebe motivieren, sondern auch die Selbstliebe im Blick ist. In der Bibel bilden diese drei Weisen der Liebe eine unentflechtbare Einheit. Es ist das eine Lieben in drei Variationen: der Gottesliebe, der Nächstenliebe und der Selbstliebe. Der hohe Stellenwert der Selbstliebe wurde in der Vergangenheit nicht selten außer Acht gelassen.

Selbstliebe steht nun aber in enger innerer Beziehung zu den drei Urwünschen, wie Studien zeigen. Die Ehrenamtlichen suchen deshalb, wenn sie sich in lauterer Weise selbst lieben, in ihrem Engagement Anerkennung der Gemeinschaft für ihre Arbeit, Beheimatung in einem Team und eben nicht zuletzt auch die Möglichkeit zu nachhaltiger Beteiligung. So zeigte eine Studie an Pfarrgemeinderäten, dass sie „mitmachen, aber nicht um jeden Preis“. Anders formuliert: Menschen sind bereit, sich zu engagieren, wenn sie die Erfahrung machen, dass ihr Rat gehört wird und sich auch nachhaltig in Entscheidungen niederschlägt. Ist dies nicht der Fall, wird nicht selten ehrenamtliches Engagement beendet. Detailanalysen belegen, dass dies vor allem junge Kirchenmitglieder so sehen. Wer junge Menschen für die Mitarbeit gewinnen will, wird sich bei diesen für nachhaltige Partizipation verbürgen.

Die Entwicklung einer gediegenen Kultur der Beteiligung erweist sich somit aus unterschiedlichen Gründen als gute Investition in die Zukunft der Kirche in der Welt von heute. Sie nimmt die Taufberufung ernst, reduziert kognitive Dissonanz in demokratischen Kulturen und eröffnet für Kirchenmitglieder einen Raum, in dem ihre Urwünsche vorkommen können.

E09 Frauen in einer postpatriarchalen Kirche.

„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid «einer» in Christus Jesus.“ (Gal 3,29) Es gibt nur wenige Texte aus der Bibel, die heute öfter zitiert werden, als dieser Ausschnitt aus dem Schreiben des Europaapostels Paulus an die Gemeinde in Galatien. Er dient im Kampf gegen menscheitsalte Diskriminierungen: die rassistische Diskriminierung (damals der Heidengriechen), die ökonomistische Diskriminierung (damals der Sklaven) sowie die sexistische (jene der Frauen). Gerade der Kampf gegen die Diskriminierung von Frauen dient heute dem postpatriarchalen Kampf um Geschlechtergerechtigkeit in Gesellschaft und Kirchen.

Der zu früh verstorbene Raymund Schwager, Professor für Dogmatische und Ökumenische Theologie an der Universität Innsbruck, war einmal in einer Diskussion gefragt worden, wie es um die von Paulus angesagte Entdiskriminierung in der katholischen Kirche heute bestellt sei?

- Die erste Diskriminierung, so führte er aus, sei auf dem Apostelkonzil des Jahres 70 überwunden worden. Diese Kirchenversammlung hat Juden und Griechen auf ihrem Weg zur Taufe gleichgestellt, genauer: Griechen mussten nunmehr vor der Taufe nicht mehr Juden werden, das jüdische Gesetz annehmen und sich beschneiden lassen.
- Zur zweiten Diskriminierung – die der Sklaven – hatte Raymund Schwager folgendes zu sagen: Die Entdiskriminierung der Sklaven musste bis zum mutigen Theologen und Dominikanerbischof Bartolomé de Las Casas, der im 16. Jhd. wirkte, (1484/5-1566) warten. Dieser war ein heftiger Kritiker der Conquista sowie Streiter für die Würde der indigenen Völker Amerikas in den eroberten Gebieten. Dennoch rechtfertigten Päpste den Sklavenhandel und hielten bis ins 19. Jahrhundert herauf selbst Sklaven – eine dunkle evangeliumswidrige Seite der katholischen Kirche. Auch in Amerika wurde die Sklaverei erst 1865 durch den 14. Zusatzartikel in der Verfassung abgeschafft. Es hat also Jahrhunderte gedauert, bis sich die ökonomistische Unterdrückung von Sklaven in Gesellschaft und Kirche durchgesetzt hat.
- Und, so fuhr Raymund Schwager fort: An der letzten Entdiskriminierung, der sexistischen, arbeiten wir noch.

Kommentiert [MP4]: Die Zahl blenden wir ein.

Die Stellung der Frauen belastet immer mehr das Verhältnis vieler Frauen zur katholischen Kirche. Zwar sind auch in den profanen Bereichen unserer Gesellschaft keineswegs alle ererbten Diskriminierungen von Frauen überwunden. Aber hinkt diesbezüglich die katholische Kirche, anders als die Kirchen der Reformation, nicht merklich nach? Leiden dadurch viele „moderne“ Frauen, die gesellschaftlich für Entdiskriminierung eintreten, nicht an mangelnder „kultureller Affinität“? Und das womöglich, weil sich eine nach wie vor patriarchal geprägte Leitung nicht bewegt?

Dabei hatte sich die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil zur fundamentalen Gleichheit an Würde und Berufung aller Getauften durchgerungen. Diese Erklärung gilt gleichermaßen für Männer und Frauen. Aber, so fragen viele Frauen und ihre männlichen Sympathisanten zunehmend ungeduldig: Ist das vielleicht nur deklariert, wird aber praktisch nicht umgesetzt? Schöne beruhigende Worte ohne Taten und Reformen? Hat die fundamentale Gleichheit aller auf Grund der Taufe gar Grenzen? Grenzen, die aus der Sicht mancher Theologen und Kirchenführer als unüberwindlich betrachtet werden? Stoßen Frauen, wenn sie eine an das ordinierte Amt gebundene Gestaltungsmacht in der Kirche anstreben, nicht an eine gläserne Decke? Stellt die Tatsache, dass Frauen keinen Zugang zur Ordination als Amtsträgerin haben, nicht doch eine jener Diskriminierungen dar, die aber laut Paulus im auferstandenen Christus überwunden wurden? Eben um solche Fragen rund um Frauen in der katholischen Kirche geht es in

diesem Modul meiner „Pastoraltheologie kompakt“. Es sind Fragen, welche sowohl die profane Geschlechterforschung sowie jene Theologie berühren, die heute von Frauen und für Frauen betrieben wird.

Sex und gender

Mit Rainer Volz, einem deutschen Männerforscher, bin ich der Frage nachgegangen, wie die „Rollenbilder“ von Männern und Frauen heute aussehen. Da die Studie in Deutschland wie in Österreich insgesamt fünfmal durchgeführt wurde, konnten auch Entwicklungen wahrgenommen werden. Dabei zeigte sich, dass es „die“ Frauen und „die“ Männer so nicht gibt. Zudem sind manche Frauen und Männer dem anderen Geschlecht in ihren Einstellungen ähnlicher als Angehörigen ihres eigenen Geschlechts. Vorsorglich wird hier angemerkt, dass Personen, die sich weder als männlich noch als weiblich verstehen, in den repräsentativen Stichproben praktisch eine derart kleine Zahl ausmachen, dass Daten über sie kaum aussagekräftig sind. So stehen einander weniger Frauen und Männer ~~einander~~ gegenüber, sondern weit mehr Traditionelle, Moderne, Pragmatische und Unsichere; in allen der vier Typen finden sich Frauen und Männer. Über die Untersuchungsjahre hinweg hat sich gezeigt, dass zunächst in den Neunzigerjahren die Anzahl der Traditionellen zurückging und jene der Modernen zunahm – bei Frauen mehr als bei den Männern. In der letzten Studie 2008 zeigten sich deutliche Anhaltspunkte für eine Retraditionalisierung. Diese scheint mit der politischen Rechtsbewegung in Europa und Nordamerika im Gleichschritt zu verlaufen.

Das traditionelle Rollenbild wird in der Glocke von Friedrich Schiller poetisch besungen. Gepriesen wird „das halbierte Leben: Männerwelt Beruf - Frauenwelt Familie“: Das ist eines Buches der Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim aus dem Jahre 1993. So also lautet der Lobpreis des großen deutschen Dichters auf die Rolle von Männern und Frauen:

*Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.*

*Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,*

*Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.*

Von hier aus werden auch die traditionellen Zuordnungen von Männern und Frauen verständlich: Frauen bügeln, Männer waschen das Auto. Männer machen mit den Kindern die „sauberen Tätigkeiten“ wie Geschichten erzählen, Frauen die „schmutzigen“ wie aufs Klo setzen oder die Windeln wechseln. Auch im Set der Eigenschaften sind die Unterschiede kantig: Männer denken, Frauen fühlen. Männer sind stark, Frauen schwach. Männer sind gewalttätig, Frauen friedfertig.

Die Entwicklung der Rollenbilder im Beobachtungszeitraum führte zu einem Abbau dieser Rollenhalbierungen. Männergruppen arbeiteten daran, aus halbierten Männern „ganze Männer“ zu machen. Sie konnten Teilerfolge verbuchen. Neue Väter mehrten sich. Hausmann zu sein war nicht mehr verpönt. Allerdings zeigten sich auch Grenzen: sowohl bei der Zuweisung von Hausarbeitsarbeiten als auch bei den zugeordneten „Eigenschaften“. Es kam zwar zu leichten Annäherungen, aber die Unterschiede blieben. Das ließ die Frage aufkommen, ob es nicht doch auch Grenzen der Veränderbarkeit von Geschlechterrollen gibt? Wer einen radikal-soziologischen Ansatz in der Geschlechterforschung vertrat, folgte der Hypothese, dass Geschlechterrollen – gender – kulturell geschaffen sind. Die standhaften Biologen hingegen waren überzeugt, dass es auf das Geschlecht – sex – ankommt, das einem in die Wiege gelegt wurde. Sollten beide Positionen ein wenig Recht haben? Dann aber wäre die Kernfrage: Was an den Geschlechterrollen ist vorfindbar und was ist erfindbar? Was ist biologisch vorgegeben und was wird kulturell konstruiert? Solche Überlegungen rund um sex und gender als Genderideologie zu disqualifizieren, disqualifiziert sich allerdings wissenschaftlich von selbst.

Damit sind auch die forschersich wohl unhaltbaren Extreme klar: Es sind der Biologismus, der kulturelle Formung leugnet, und der radikale Konstruktivismus, der das biologisch Vorfindbare nicht sehen will. Biologist:innen unterschätzen die Formbarkeit der Geschlechterrollen, Konstruktivist:innen überschätzen sie. Dabei wird es nicht einfach zu sein, die jeweiligen Grenzen zwischen den unveränderlichen und den veränderlichen Anteilen der Geschlechterrollen zu bestimmen. Wird das Veränderbare nicht verändert, mangelt es an Geschlechtergerechtigkeit. Wird hingegen mehr verändert, als angemessen ist, kann dies auch die Lebensqualität von Männern und Frauen nachhaltig beeinträchtigen: Sie können nicht werden, was sie sind.

Noch nicht beachtet ist dabei eine erstaunliche Fähigkeit der postfeministischen jungen Generation. Für sie schafft weder das Patriarchat noch der Feminismus das, was ihnen wichtig ist: die Möglichkeit zur „choice“. Sie wollen ihre Lebenskomposition selbst wählen, für sie optieren. Diese Generation von Männern und Frauen will sich nicht fremdbestimmen lassen, sondern übt sich in der selbstbestimmten Kunst des Rollenswitching. Dann sind sie etwa als junge Studierende modern, schlüpfen, sobald ein Kind kommt, in traditionelle Rollenmuster, um nach Beendigung der generativen Phase wieder zur modernen Rolle zurückzukehren. Das kann Entlastung und Zufriedenheit in einem bringen.

Geschlechtergerechtigkeit auch in der Kirche?

Diese Einsichten der Geschlechterforschung sind zu berücksichtigen, wenn es um die Beurteilung und die Entwicklung der Lage von Frauen in der katholischen Kirche geht. Es ist davon auszugehen, dass auch Kirchenmitglieder in ihrem Heranwachsen ein kulturelles Rollenbild gelernt und sich in diesem eingerichtet haben oder dieses nach und nach auch umbauen. Auch kann

davon ausgegangen werden, dass kulturelle patriarchale, männerdienliche Muster auch in der Kirche vorhanden sind und den Umgang mit Frauen prägen. Die seit Jahrzehnten herangereifte feministische Theologie hat dies engagiert erforscht. Frauen, die eine Überwindung patriarchaler Verformungen in der Kirche anstreben, koalieren deshalb mit der Frauenbewegung im profanen Bereich. Gemeinsam fordern sie Geschlechtergerechtigkeit: in Gesellschaft und Kirchen gleichermaßen. Das Ringen der Frauen um eine Veränderung ihrer innerkirchlichen Lage ist somit durchaus frauenpolitisch gespeist.

Doch reicht dieser wichtige Aspekt nicht aus, um die Brisanz des innerkirchlichen Ringens zu verstehen. Es spielen auch theologische Überlegungen eine wirkmächtige Rolle. Einsichten aus dem reichen Schatz einer von Frauen gemachten Theologie werden heute selbst auf höchster kirchlicher Ebene wahrgenommen und rezipiert.

So findet sich im Abschlussdokument der Welta synode aus dem Jahre 2024 eine kompakte Würdigung zentraler Botschaften der jüngeren Frauenforschung. Die Versammlung benennt Hindernisse, welche der Anerkennung der gleichen Würde von Frauen im kirchlichen Leben im Weg stehen. Dann folgt eine Lobeshymne auf die bedeutende Rolle von Frauen in der langen Geschichte der Kirche. Ohne deren Wirken geschähe vieles im kirchlichen Leben nicht: Und dies in allen Bereichen: der religiösen Erziehung, in der Verkündigung, in den diakonalen Feldern, in der Liturgie, in der theologischen Forschung. Allerdings sind die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft: So könnten beispielsweise noch mehr Frauen in kirchliche Führungspositionen berufen werden.

Hier ist dieser starke Text aus dem Abschlussdokument der Welta synode 2024 über die Frauen in der katholischen Kirche in seiner vollen Länge:

60. Aufgrund der Taufe haben Frauen und Männer als Mitglieder des Volkes Gottes die gleiche Würde. Frauen stoßen jedoch weiterhin auf Hindernisse, wenn es darum geht, ihre Charismen, ihre Berufung und ihre Rolle in allen verschiedenen Bereichen des kirchlichen Lebens umfassender anzuerkennen. Dies geht zu Lasten des Dienstes an der gemeinsamen Sendung der Kirche.

Die Heilige Schrift bezeugt die herausragende Rolle vieler Frauen in der Heilsgeschichte. Einer Frau, Maria Magdalena, wurde die erste Verkündigung der Auferstehung anvertraut. Am Pfingsttag war Maria, die Mutter Gottes, anwesend, begleitet von vielen anderen Frauen, die dem Herrn nachgefolgt waren. Es ist wichtig, dass die Schriftstellen, die diese Geschichten erzählen, in den liturgischen Leseordnungen angemessenen Raum finden.

Entscheidende Wendepunkte in der Kirchengeschichte bestätigen den wesentlichen Beitrag von Frauen, die vom Geist bewegt wurden.

Frauen stellen die Mehrheit der Kirchgänger dar und sind oft die ersten Glaubenszeugen in den Familien. Sie sind aktiv am Leben kleiner christlicher Gemeinschaften und Pfarreien beteiligt. Sie leiten Schulen, Krankenhäuser und Unterkünfte. Sie führen Initiativen zur Versöhnung, zur Förderung der Menschenwürde und der sozialen Gerechtigkeit an. Frauen tragen zur theologischen Forschung bei und sind in verantwortlichen Positionen in kirchlichen Institutionen, in Diözesankurien und in der Römischen Kurie vertreten. Es gibt Frauen, die Autoritätspositionen innehaben und ihre Gemeinschaften leiten.

Diese Versammlung fordert die vollständige Umsetzung aller Möglichkeiten, die bereits im kanonischen Recht in Bezug auf die Rolle der Frau vorgesehen sind, insbesondere an den Stellen, an denen sie noch nicht ausreichend umgesetzt sind. Es gibt keine Gründe, die Frauen daran hindern sollten, Führungsrollen in der Kirche zu übernehmen: Was vom Heiligen Geist kommt, kann nicht aufgehalten werden. Darüber hinaus bleibt

die Frage des Zugangs von Frauen zum diakonischen Amt offen. Diese Unterscheidung muss weitergehen. Die Versammlung fordert außerdem, dass der Sprache und den Bildern, die in Predigten, im Unterricht, in der Katechese und bei der Ausarbeitung offizieller kirchlicher Dokumente verwendet werden, mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, indem den Beiträgen weiblicher Heiliger, Theologinnen und Mystikerinnen mehr Raum gegeben wird.

Theologisches Ringen um die Ordination von Frauen

Gegen Ende des Absatzes steht der kirchenpolitisch brisante Satz: „Darüber hinaus bleibt die Frage des Zugangs von Frauen zum diakonischen Amt offen.“ Er berührt jene Teilfrage, um welche auf der Welta synode engagiert gerungen wurde: die Frage des Zugangs von Frauen zu kirchlichen Ämtern mit Ordination.

Diesbezüglich lasen sich zwei kirchenpolitische Schulen ausmachen. Die eine Schule kämpft um den Zugang zum Frauendiakonat. Die andere will hingegen den Zugang zum Ordo, also zu allen drei Weihestufen der Diakonin, der Priesterin und der Bischöfin. Die eine Schule hält den kleinen Schritt ins Frauendiakonat für realistischer. Sie plädieren dafür vielleicht auch in der Hoffnung, dies hätte den Effekt eines Schuhlöffels, der den Einstieg in der Ordo insgesamt erleichtern könnte. Andere, wie ich, geben zu bedenken, dass eine solche taktische Variante zu einem unerfreulichen Ergebnis führen könnte: Es könnte dann für die nächsten fünfhundert Jahre weibliche Diakoninnen auf der unteren Weihestufe geben und auf den höheren Stufen des Priesters und der Bischöfe nur Männer. Das würde die Geschlechterungerechtigkeit lediglich abmildern, zugleich aber prolongieren. Die Leitung könnte dem zustimmen in der Hoffnung, man könnte den Aufruhr von Frauen damit beruhigen und würde verhindern, dass noch mehr engagierte und jüngere Frauen der Kirche den Rücken zukehren.

Gegen beide Vorschläge werden allerdings schwergewichtige Argumente von jenen vorgebracht, die keinerlei Zugang für Frauen zum ordinierten Amt wollen. Verdichtet haben sich deren Gründe in einem Schreiben von Johannes Paul II. im Jahre 1984 in der Formel: „nie und nimmer“. Die Kirche habe dazu keine Vollmacht. Theologen, zumeist männliche, liefern dieser Position des Lehramts umstrittene Argumente. Der Priester stehe an Christi statt, obgleich es dort nur heißt: „Wir bitten euch an Christi statt“ (2 Kor 5,20). Weil aber Jesus, der Christus, ein Mann gewesen sei, könne „an Christi statt“ auch nur ein Mann stehen.

Warum dann von Jesus nur seine Männlichkeit als Kriterium genommen wird, ist manchen uneinsichtig. Sie meinen, dann könnten auch nur Juden und Barträger „an Christi statt“ stehen. Sie könnten auch nicht verheiratet sein, wie Petrus es war. Vielleicht müsste der Pool, aus dem Priester genommen werden, sogar auf die Tischler eingegrenzt werden.

Spaß beiseite, die Frage ist zu ernst. Vielmehr müsse gefragt werden, ob ein Priester „an Jesu statt“ stehe oder eben doch „an Christi statt“. Die Gleichsetzung zwischen Jesus und Christus sowie zwischen dem Tischler von Nazaret und dem Auferstandenen geschehe zu schnell. Für den Auferstandenen zähle das Geschlecht nicht, mag auch der Auferstandene Wundmale getragen und gezeigt haben, wie die Evangelien erzählen, um in der griechischen Welt die Leibhaftigkeit der Auferstehung zu untermauern. Ist Jesus nicht in der Auferstehung von seinem Vater zum Christus gemacht worden (Apg 2,36), was ihm ermöglicht, alles an sich zu ziehen (Joh 12,32), sodass am Ende die ganze Schöpfung in ihm vollendet ist, wie der liturgische Hymnus am Beginn des Kolosserbriefes besingt (Kol 1,15-20)?

Der Theologe Karl Rahner weist einen anderen Weg. Er schlägt zum Verständnis von Taufe und Ordination folgende Unterscheidung vor: Getaufte handeln kirchlich, Ordinierte im Namen der Kirche. Auch das präge das Amt. Folgt man der Logik des „an Christi statt“ (manche reden von Repräsentation), und nimmt man an, dass jene, die repräsentieren, dem Repräsentierten ähnlich sein müssen, dann könnte man Karl Rahner zufolge zu einem eigenwilligen Schluss kommen. Denn während jene, die meinen, nur ein Mann könne den Mann Jesus repräsentieren, könnten andere meinen: dann könne er aber als Mann nicht die Mutter Kirche repräsentieren. Denn diese gilt als marianisch, weiblich. Sollen also nur Frauen Priesterinnen werden können? Männer aber nicht? Unerhört!

Die Lösung könnte aber auch lauten: Das Geschlecht spielt überhaupt keine Rolle mehr, weder bei der Repräsentation Christi noch bei jener der Kirche. Drückt das nicht auch Paulus im Galaterbrief aus, wenn er meint, dass alle „einer geworden sind in Christus“ (Gal 3,28)? Folgt man dieser Spur, wäre auch die Frage überflüssig, wie die Kirche den Zugang jener Menschen zur Ordination regeln soll, die sich nicht eindeutig als Mann oder Frauen erleben und verstehen. Dabei ist es nicht erheblich, ob man diese Menschen als Mischformen oder als eigene Geschlechter betrachtet. Deren geringe Zahl lässt keinerlei Abbruch an ihrer Würde zu.

Es scheint also auch hinsichtlich der theologischen Diskussion der Öffnung des Ordo für Frauen noch erheblichen vertiefenden Klärungsbedarf zu geben. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Und wenn auch derzeit die Tür verschlossen ist, wie auch Papst Franziskus betonte, gibt es immerhin diese Tür und kann folglich auch geöffnet werden. Auch kann niemand vorhersagen, wie lange das „nie und nimmer“ von Johannes Paul II. aus dem Jahre 1984 halten wird: Hat doch auch jenes „Nie und nimmer“ nicht länger als 101 Jahre gehalten, das Papst Pius IX. hinsichtlich der Anerkennung der Demokratie und ihrer Freiheiten im Syllabus Errorum gesprochen hatte. Das Zweite Vatikanische Konzil nennt die Religionsfreiheit eine Grundvoraussetzung wahren Glaubens. Und das „Nie und nimmer“ von Petrus gegenüber der Zumutung, von unreinen Speisen zu essen (Apg 10,14), hat Gott in drei Träumen bei Joppe ausgehebelt und durch das Apostelkonzil festschreiben lassen (Apg 15,22-29). Vielleicht braucht die Kirche in der Frage der Frauenordination ein neues Joppe und ein Konzil.

Kulturell: Geschlechtergerechtigkeit

~~Aber~~ Selbst wenn man sich theologisch einigen würde, dass auch ordiniert werden können: es blieben im Kirchenvolk Widerstände, die sich durch theologische Logik nur schwerlich abbauen ~~tassen~~ ließen. Sie entstammen nämlich den archaischen Tiefen unserer Symbole und Bilder in unserem Kulturraum.

In einer großen Studie über die „Die Große Mutter“ hat der deutsch-israelische Psychologe und Psychoanalytiker Erich Neumann in den Reichtum weiblicher Symbole und ihre religiöse Bedeutung eingeführt. Es sind Bilder des Gebärens, aber auch der Geborgenheit: die Höhle, der Kirchenraum, die Milch und die Mutterbrust. Das Weibliche steht für die Kirche. Sie ist die Braut, jene die empfängt. Die Mater hängt eng mit der Materie zusammen, der Welt des Geschaffenen. Das Göttliche, das Heilige, erscheint in diesem kulturellen Symbolset als das Männliche. Es zeugt Leben, überschattet die Frau wie der Heilige Geist bei der Empfängnis des Sohnes durch Maria. In diesem Kontext ist klar, dass das Göttliche eher durch einen Mann als durch eine Frau symbolisiert werden kann.

Könnten solche Zusammenhänge erklären, warum in Umfragen derzeit nicht nur Männer, sondern auch Frauen emotionale Widerstände gegen Priesterinnen zeigen? In einer Studie habe ich

einmal erhoben, wer einen fehlenden Priester in einer Liturgie ersetzen könnte. Frauen wurden weit weniger genannt als Männer. Bemerkenswert ist, dass Ordensfrauen auf weniger Ablehnung stoßen: Weil sie der Ehe absagen? Weil (auch eheliche) Sexualität in manichäischer Manier mit Unreinheit verbunden wurde und immer noch wird? Weil Ordensfrauen, wenn sie den Habit tragen, das womöglich verführerische Weibliche verbergen? Hat dieses Ergebnis auch mit den tiefen archaischen Bildern unserer Kultur zu tun?

Vielleicht leisten in dieser Hinsicht die Kirchen der Reformation für die katholische Kirche eine wichtige emotionale Entwicklungsarbeit. Sie können ohne Worte das archaische Symbolset in der Tiefe unserer Kultur aufweichen. In den Kirchen der Reformation stehen Pastorinnen am Altar. Es gibt Bischöfinnen. Sie alle genießen in der eigenen Kirche, aber auch in der Gesellschaft hohe Reputation. Sie können Katholikinnen und Katholiken emotional daran gewöhnen, dass das Weibliche und das Heilige miteinander verträglich sind. Erst nach einer solchen kulturellen Gewöhnungszeit kann theologisch argumentiert werden. Man kann klären, welche Argumente ~~aber~~ nun wirklich mit Gewissheit gegen eine Frauenordination sprechen. Große Bibliker, wie der Jesuit Augustin Kardinal Bea meinen: keine.

E10 Von der Exklusion zur Inklusion

Exklusion, Ausschluss, prägt den Umgang miteinander. Wir und die Anderen, lautet der Kampfruf. Hier wir, die zum christlichen Abendland gehören, dort die eindringenden Menschen islamischen Glaubens. Oder die verhassten Juden. In ~~den~~ die Schulen - unsere normalen Kinder. Für die behinderten Kinder - Sonderschulen. Der Aufruf der Vereinten Nationen zur Inklusion verhallt ungehört.

In diesem Modul meiner „Pastoraltheologie kompakt“ geht es um eine Exklusion mit allerhöchster Reichweite: um den Ausschluss vom ewigen Heil. Viele Religionen haben sie vertreten und predigen auch heute davon. Aber passen Gott und finale Exklusion zusammen? Dieses Video soll sie nachdenklich machen. Vielleicht werden sie die Hoffnung auf eine finale Inklusion, auch die eigene, zu ihren spirituellen Schätzen zählen.

Die rettende Arche

Finale Exklusion trägt den Namen Hölle. Mit ihr werden Qualen und Leiden verbunden. Dante hat das Inferno in aller Brutalität geschildert. Michelangelo hat den Höllensturz der Verdammten in der Sixtinischen Kapelle anschaulich ins Bild gesetzt. Auf der Außenwand des rumänischen Moldauklosters Sucevița ist das Motiv der Himmelsleiter dargestellt. Sie teilt das Feld der auffliegenden Engel rechts oben von den herabstürzenden Menschen und Dämonen links unten. Diese Bilder waren wortlose Warnungen. Wer sie sieht, sollte ein Leben führen, das nicht in die Hölle führt.

Nicht wenige werden dies schaffen. Lediglich eine erwählte Schar werde gerettet. Der Großteil werde zur „massa damnata“ gehören. Das lehrte der Kirchenvater Augustinus. Voraussetzung für die Rettung war die Taufe und ein angemessener Lebenswandel. Alte Bilder illustrierten diesen Heilspessimismus. Auch aus der Sintflut seien nur jene gerettet worden, welche auf Geheiß Gottes von Noah in die Arche aufgenommen worden waren. Diese rettende Arche wurde zum Sinnbild für die Kirche. Die Erzählung vom Seesturm greift das Motiv auf: Aus den Stürmen der Zeit wird gerettet, wer mit Jesus im Boot sitzt: so etwa eine berührende Darstellung im Codex Echternach um 1040.

Die Eintrittskarte in die rettende Kirchenarche war die Taufe. Die Sorge, dass ~~ein~~ das eigene Kind, weil ungetauft, nicht „in den Himmel“ komme, hat die Menschen tief bewegt. Die Pfarrer mussten dafür geradestehen, dass die Hebammen wussten, wie getauft wird, wenn eine Geburt nicht reibungslos verläuft. Man ging einen logischen Schritt weiter. Wenn nur Getaufte gerettet werden, musste eine Hebamme notfalls auf einem herausragenden Fuß oder gar im Mutterschoß mit einer Taufspritze taufen. Diese Praxis gab es in der katholischen wie in der evangelischen Kirche. Viele Frauen wurden dabei infiziert und starben. Deshalb wurde im protestantischen Preußen diese Form der Taufe den Hebammen durch einen Erlass im Jahre 1903 untersagt. Weil Kinder unmittelbar nach der Geburt sterben konnten, war eine Taufe „quamprimum“, also bald wie möglich, vorgesehen. Als die Hausgeburten abkamen, wurde deshalb zumeist in der Geburtsklinik getauft.

Für die Lehre von den Sakramenten ist diese Praxis der Not-Taufe aufschlussreich, ja revolutionär. Es konnte nämlich in einer geburtlichen „Notlage“ jede Person taufen. Diese machte einfach das, was die Kirche zu tun vorsah. Selbst eine heidnische Frau konnte taufen. Und weil das Taufen, das „tinquere“ (eintauchen), im Normalfall dem Bischof und seinen Priestern anvertraut war, folgerte der Kirchenlehrer Tertullian daraus, dass in solchen Not-Situationen alle

„priesterlich“, auch wenn nicht als bestellte Priester handeln. Das Heil war wichtiger als die Anwesenheit eines ordinierten Priesters. Diese Theologie hat sich bis heute in der Lehre der Not-taufe gehalten.

Diese Praxis hat heute deshalb Bedeutung, weil ihre Begründung von manchen auch auf die Feier der Eucharistie ausgedehnt wird. Das machte schon Tertullian. Er nannte nämlich zwei sakramentale Feiern: das offerre et tinquere, das Darbringen und Eintauchen, die Eucharistie und die Taufe. Also just jene beiden Schlüsselsakramente, welche auch die Reformation Luthers überlebten. Manche fragen deshalb, ob es nicht wie eine Not-Taufe auch so etwas wie eine Not-Eucharistie geben könne. Wenn die Autorität keinen Ordinierten zuweisen könne, so Tertullian, könne jemand aus der priesterlichen Schar der Getauften der Taufe wie der eucharistischen Feier vorstehen. Er handle dann priesterlich, auch wenn nicht als ordiniert Priester. Manche meinen, dass es auch heißen könne: Sie handle dann priesterlich, auch wenn nicht als ordinierte Priesterin.

Vor allem die Praxis der Nottaufe erinnert an das heilspessimistische Prinzip „extra ecclesiam nulla salus“, außerhalb der Kirche kein Heil. Und weil das Tor in die Kirche die Taufe ist, gilt: Ohne Taufe kein Heil.

Natürlich war die Theologie mit dieser gelebten Praxis und ihrer Begründung nicht restlos zufrieden. Warum soll ein fast- oder neugeborenes Kind „in die Hölle“ kommen, nur weil es nicht getauft ist? Man erfand deshalb für solche ungetauften Kinder einen eigenen „Ort“, den „limbus purorum“. Auch die großen Ahnen des Glaubens wie Adam und Eva oder die Patriarchen wie Abraham zählte man sehr wohl unter die Geretteten, obgleich sie nicht getauft werden konnten.

Vom Heilspessimismus zum Heilsoptimismus

Der theologisch revolutionäre Shift vom Heilspessimismus zu einem Heilsoptimismus zählt nach dem Theologen Karl Rahner zur bleibenden Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils¹⁷. Karl Rahner im O-Ton:

Früher fragte die Theologie ängstlich, wie viele aus der „massa damnata“ der Weltgeschichte gerettet werden (Augustinus). Heute fragt man, ob man nicht hoffen dürfe, dass alle gerettet werden. Eine solche Frage, eine solche Haltung ist christlicher als die frühere und ist die Frucht einer langen Reifungsgeschichte des christlichen Bewusstseins, das sich langsam der letzten Grundbotschaft Jesu vom Sieg des Reiches Gottes nähert.

In einem Interview für DIE ZEIT wurde Papst Franziskus gefragt, was er von einem solchen Heilsoptimismus halte? Seine Antwort kam zögerlich und klag zuversichtlich. Er verwies darauf, dass nicht erst das Zweite Vatikanische Konzils sich von der Vorstellung einer finalen Exklusion verabschiedete, sondern dass dies bereits im Mittelalter in Stein gemeißelt worden war. Hier ein Ausschnitt aus seinem Gespräch in der deutschen Wochenzeitschrift DIE ZEIT:

„ZEIT: Glauben Sie, Gott könnte am Ende auch Massenmördern wie Hitler oder Stalin verzeihen?
Franziskus: Ich weiß es nicht, schon möglich ... ich weiß es nicht. Aber ich kann Ihnen etwas schildern, das mich zutiefst berührt hat. Im burgundischen Ort Vézelay – wo der Jakobsweg

¹⁷ Rahner, Karl: Zur bleibenden Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Stimmen der Zeit 197 (1979) 795–806.

beginnt – steht die Basilika Sainte-Marie-Madeleine.¹⁸ Dort gibt es ein Kapitell, auf dessen einer Seite der erhängte Judas zu sehen ist und auf der anderen der gute Hirte, der ihn auf seinen Schultern fortträgt. Das war die Theologie des Mittelalters, wie die Mönche sie lehrten. Der Herr vergibt bis zuletzt.

ZEIT: Aber man muss ihn um Vergebung bitten?

Franziskus: Zumindest muss man die Last seiner Sünde spüren. Ich behaupte nicht, dass Judas im Himmel und gerettet ist. Aber ich behaupte auch nicht das Gegenteil. Ich sage nur: Seht euch dieses Kapitell an und was die Mönche des Mittelalters gedacht haben, die die Menschen mit ihren Skulpturen den Katechismus lehrten. Und seht euch die Bibel an, in der es heißt: Als Judas sich seiner Tat bewusst wird, geht er reuig zu den Hohepriestern. Die Bibel gebraucht das Wort Reue. Vielleicht hat er nicht um Vergebung gebeten, aber es hat ihn gereut.

*ZEIT: Hoffen wir, dass es so war!*¹⁹

Manche wenden gegen einen solchen Heilsoptimismus ein, dass der Kirchenlehrer Origenes im dritten Jahrhundert (185-253/4), als er seine Lehre von der Apokatastasis panton formulierte, verurteilt worden war. Origenes vertrat die Position, dass es am Ende alle auferstehen werden. Anders freilich das Konzil: Es ist nicht eine Frage des Wissens, sondern des Hoffens. Origenes hat also zu viel gewusst und zu wenig gehofft. Karl Rahner formuliert daher mit Blick auf das Konzil: „Heute fragt man, ob man hoffen dürfe, dass Gott am Ende alle rettet.“ Es ist die Frage, was Gott zuzutrauen ist. In eine ähnliche Richtung dachte auch der kappadozische Kirchenvater Gregor von Nyssa im vierten Jahrhundert. (335/340-394). Der Sieg Gottes sei nicht vollendet, solange es Sünde, Tod, Teufel und Hölle gebe. Am Ende werde Gott alles in allem sein (1 Kor 15,28).

Aber ist das gerecht, wenn auch Stalin und Hitler und Pol Pot gerettet werden? Taucht im Makabäerbuch nicht gerade deshalb die Lehre von einer Auferstehung auf, weil es eine finale Gerechtigkeit geben müsse? Die Psychiaterin und Sterbebegleiterin Elisabeth Kübler-Ross berichtete in einem Vortrag, dass auf Grund ihrer Nahtodforschung an der Schwelle des Todes jeder Mensch Licht und Frieden empfinde. In der anschließenden Diskussion sagte eine Frau, die in Auschwitz all ihre Angehörigen verloren hatte: Auch Adolf Hitler? Sie könne sich das nicht vorstellen, es wäre völlig ungerecht. Darauf Kübler-Ross: Wenn wir unsere Bilder von Gerechtigkeit anlegen, dann habe sie Recht. Aber Gottes Gerechtigkeit sei eine andere. Und dann erzählte sie weiter: Im Übergang müsse jeder Mensch die Auswirkungen all seiner Taten durchleiden. Auch Hitler. Das werde für ihn wie eine Hölle sein. Sie werde sich wie eine Ewigkeit anfühlen. Erst dann sei auch Hitler dazu bereit, ins Licht einzugehen.

Der Kirchenvater Gregor von Nyssa nahm ein Bild zu Hilfe, um seine Position zu veranschaulichen. Er meinte, dass Gott im Leben eines jeden Menschen, den er erschaffen und durch das Leben geleitet hat, ein Körnchen Gold finden werde. Dieses Gold sei durch böse Taten verunreinigt. Der finale höllische Feuersee signalisiere aber nicht ein bleibendes böses Ende, sondern sei ein Vorgang finaler Reinigung. Gold aber steht für Liebe. Aus dem „extra ecclesiam nulla salus“ - außerhalb der Kirche kein Heil - wird auf diese Weise ein „extra amorem nulla salus“ - außerhalb der Liebe kein Heil. Diese Logik entspricht ganz der Gerichtsrede Jesu: Wer immer irgendwann in seinem Leben handfest geliebt hat – Hungrige, Gefangene, Durstende, Nackte – wird gerettet werden. (Mt 25,31-46)

¹⁸ St. Marie-Madeleine in Vézeley (um 1150).

¹⁹ 8.3.2017 Zeit online <https://www.zeit.de/gesellschaft/2017-03/papst-franziskus-zeit-interview> (24.12.2024)

Andere Aufgabe der Kirche

Mit dem Shift von einer finalen Exklusion zu einer finalen Inklusion, durch die Reifung von einem Heilspessimismus zu einem hoffenden Heilsoptimismus, wandelt sich auch das Bild und die Aufgabe der Kirche. Die Bedeutung der Kirche geht dabei nicht verloren, sondern wandelt sich tiefgreifend. Das Bild von der Arche steht nicht mehr für die Exklusion der Vielen, sondern zeigt einen Weg für alle und geht mit allen Menschen diesen Weg mit. Sie ist, so schreibt die dogmatische Konstitution über die Kirche, gleichsam ein Sakrament.

Das Sakrament ist eine Feier, in der etwas, was sinnlich Unzugängliches ist, sinnhaft erfahrbar gemacht wird. Wer sich in das Kraftfeld dieser Feier mit offenem Herzen hineinbegibt, in dem wird auch bewirkt, was das Zeichen anzeigt. Das macht – in Jesu Worten – die Gemeinschaften des Evangeliums zum Licht der Welt und zum Heilsalz der Erde (Mt 5, 13-16). Sie sind Lesehilfe und Ferment in einem.

Durch die Feier wird zugleich eine Botschaft an alle Menschen ausgesendet: Was in den Sakramenten der Kirche mit und für ihre Mitglieder als rettendes Tun Gottes gefeiert wird, hat Gott mit allen Menschen im Sinn. Gottes Ziel ist die Vollendung der Schöpfung durch die Einung mit der Schöpfung. Diese Einung ist aber in einem von uns bereits ans Licht gekommen: in Jesus aus Nazaret. Seine Vollendung ist der Anfang der Vollendung aller, der ganzen Schöpfung. Der Grund dafür liegt in der tiefen Einheit der Menschheit, ja allen Seins. Das ist der Grund, warum die christlichen Kirchen zu Ostern singen können: „Nun ist die Welt gerettet!“ Nicht mehr der Tod hat das letzte Wort, sondern die Liebe, die Gott selbst ist und die Schöpfung auf die Vollendung in der Liebe vorantreibt.



Echternacher
Evangelium, See-
sturm, Germani-
sches National-
museum Nürn-
berg

E11 Wie Muslimas und Muslime leben und glauben

Als Europa in den 1950 und 60er Jahren ~~sein~~ das Nachkriegszeit-Wirtschaftswunder erlebte, wurden sogenannte Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter angeworben, um die Produktion der Güter zu gewährleisten. Viele Menschen nahmen diese Einladung an, um hier bei uns zu arbeiten. Ein großer Anteil kam damals aus der Türkei. Sie brachten als Religion den Islam mit. ~~Es waren Menschen, die als Religion den Islam mitbrachten.~~ Durch die Kriege im Kosovo, in Afghanistan und Syrien wuchs die Zahl von Menschen islamischen Glaubens seit den 1980er Jahren in Europa rasch an. ~~Die Zahl von Menschen islamischen Glaubens wuchs durch die Fluchtbewegungen wegen der Kriege im Kosovo, in Afghanistan oder Syrien rasch an. Muslimas und Muslime kommen aber auch aus Afrika und aus Asien.~~ Aber auch aus Afrika und aus Asien kommen Muslimas und Muslime zu uns. Sie machen sich ~~wegen~~ auf Grund von Kriegen und Verfolgung, wegen ~~wirtschaftlicher Not oder~~ Naturkatastrophen oder wirtschaftlicher Not auf den Weg nach Europa. Migration und Flucht gehen dabei ineinander über.

Diese angekommenen Menschen mehren die Angehörigen der Weltreligion des Islam im historisch christlich geprägten, heute eher zunehmend postchristlichen Europa. Durch die Zuwanderung von Muslimas und Muslimen verbuntet sich der Kontinent weltanschaulich wahrnehmbar weiter. Und weil in der islamischen Welt keine Trennung von Religion und Staat besteht, führte das in den letzten Jahren dazu, dass Religion im vermeintlich säkularisierten Europa neuerlich zu einem politischen Thema wurde.

Islam

Hier zunächst ein kurzer Steckbrief dieser monotheistischen Weltreligion. Das arabische Wort „Islam“ bedeutet wörtlich sich unterwerfen, sich ergeben, sich hingeben, und zwar mit gläubigem Herzen vor und an Allah. Allah ist der arabische Name für den einen Gott, den Allerbarmer. Rituell kommt diese Hingabe in der Gebethaltung der tiefen Verbeugung zum Ausdruck.

Angehörige des Islam verehren Muhammed ((570-632)) als den Propheten. Diesem widerfuhr am Berg Hira ein Berufungserlebnis. Bei diesem erteilte ihm der Erzengel Gabriel einen Verkündigungsauftrag. Seine Offenbarungen teilte er zunächst in seiner Familie. Dann begann er 613 n. Chr. öffentlich zu reden. Der geringe Erfolg in seiner Geburtsstadt Mekka ließ ihn nach Yathrib, das heutige Medina, ziehen. Dort begann seine politische und militärische Karriere, woran der Beginn der islamischen Zeitrechnung erinnert. Die Ausbreitung des Islam wurde durch Krieg und Handel vorangetrieben. Seine Erzählungen wurden im Qur'an niedergeschrieben. Dieser soll nicht nur gelesen, sondern in einer eigenen Tonlage rezitiert werden, worauf das arabische Wort Qur'an verweist.

Die rechtsverbindlichen Lebensanleitungen, die sich aus dem Qur'an und seinen Auslegungen ergeben, werden als Scharia bezeichnet, was so viel wie Weg zur Wasserquelle oder eben auch religiöses Gesetz bedeutet. Sie bildet eine Art allgemeines Gesetzbuch, ein ABGB für die islamischen Gemeinschaften.

Judentum und Christentum waren dem Propheten Muhammed bekannt. Zusammen mit diesen beiden Religionen zählt der Islam zu den „abrahamitischen Religionen“. Alle drei sind Buch- oder Schriftreligionen. Nach dem Christentum in seinen vielfältigen Verzweigungen ist der Islam mit über zwei Milliarden Mitgliedern heute die zweitgrößte Weltreligion. Seine Gläubigen finden sich in Asien (Indonesien, Pakistan, Indien, Bangladesch), Kleinasien (Türkei), Nordafrika (Ägypten, Nigeria, Iran, Algerien und Marokko) sowie in Europa (Albanien, Bosnien-Herzegowina,

Kosovo, Nordmazedonien). Überstaatlich sind die islamischen Gemeinschaften in der „Organisation für Islamische Zusammenarbeit“ mit Sitz in Dschidda verbunden. Einen „Papst“ gibt es nicht, was das ökumenische Gespräch mit dem Islam erschwert. In bestimmten geistlichen Zentren werden Fatwas verkündet, das sind Stellungnahmen zu konkreten Fragen des persönlichen oder auch politischen Lebens.

Nach dem Tod des Propheten bildeten sich im Streit um die legitime Nachfolge rivalisierende Richtungen aus. Die älteste, heute aber kaum noch bedeutende Strömung bilden die „Auszügler“, die Charidschiten. Von herausragender Bedeutung ist mit über 80% die Strömung der Sunniten. 10% der heutigen Muslimes und Muslime sind Schiiten. Dazu kommen die modernitätsverträglichen Aleviten, die den Schiiten nahestehen: Diese schätzen die Eigenverantwortlichkeit jedes Menschen hoch, sehen in jedem Menschen das Göttliche und lehnen die Scharia ab. Für den Dialog mit Gläubigen anderer Religionen spielt die Strömung der Sufis eine wichtige Rolle: Sie stellen dem Normensystem des Islam, das in anerkannten Lehrrichtungen entwickelt wurde und weiterentfaltet wird, den mystischen Weg gegenüber, der in einem Entwerden in Gott hinein (*fanā*) mündet.

Zwischen Sunniten und Schiiten gibt es bis heute eine Mischung von geistlichen wie politischen Spannungen, die immer wieder zu kriegerischen Konflikten ausarten. Das hat auch damit zu tun, dass der Islam seit den ersten Kalifaten in vielen Ländern Staatsreligion ist. Wie derzeit im Iran ist auch in anderen islamischen Staaten das geistliche zugleich das weltliche Oberhaupt. Der Versuch des ersten Präsidenten der Republik Türkei - Mustafa Kemal Atatürk ((1881-1938)), - Staat und Religion zu trennen, scheint im islamischen Bereich bislang ein historisches Zwischenspiel zu sein. Dasselbe gilt für die Modernisierungsbemühungen des gescheiterten Schah Mohammad Reza Pahlavi ((1919-1980)) in Persien. Im Zuge der Entwicklung eines „Europäischen Islam“ wird um eine Trennung von Religion und Staat gerungen: Ausgang ungewiss.

Islam in Europa

Der Islam hat sich von der arabischen Halbinsel durch Feldzüge aus rasch ausgebreitet. Er gelangte über Nordafrika bis nach Südspanien. Im kriegerischen Gepäck waren reiche kulturelle Schätze. In der Mathematik werden heute nicht römische Zahlen, sondern arabische Ziffern verwendet. Die Schriften des vergessenen griechischen Philosophen Aristoteles wurden der mittelalterlichen Philosophie erneut zugänglich gemacht. Kenntnisse in der Medizin oder Astronomie inspirierten die einschlägigen Wissenschaften. Teresa von Avila und Johannes von Kreuz waren mit der sufischen Mystik vertraut. In dieser geht es wie in der christlichen Mystik um die innere Beziehung zwischen dem „Liebenden“ (Sufi) und dem „Geliebten“ (Gott).

Das Osmanische Reich ist eine wichtige Phase in der Anwesenheit des Islam in Europa. 1527 und 1683 stand ein türkisches Heer vor den Toren Wiens und belagerte die damals noch mit einer Mauer umgebene Stadt. Ein deutsch-polnisches Entsatzheer, unter der Führung des polnischen Königs Johann III. Sobieski, kam 1683 der belagerten Stadt zu Hilfe. Immerhin hinterließen die Osmanen eine Menge von zunächst bis dato in Wien unbekannten Kaffeebohnen und begründeten damit die Wiener Kaffeehauskultur.

Die Erinnerung an diese historische Bedrohung durch das vom Islam geprägte Osmanische Reich dient heute noch dem ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán in der Migrationspolitik als Argument dafür, andrängende Schutzsuchende aus Afghanistan oder Syrien nicht ins Land zu lassen. Denn sie sind Muslime und Muslimes. ~~sind~~. Orbán versteht sich als Retter des christlichen Abendlandes. Damit argumentiert er wie die rechte bis rechtsextreme politische

Partei „Alternative für Deutschland“. Diese hat sich die Rettung des christlichen Abendlandes auf die politische Fahne geschrieben und schürt dazu einen rüden Anti-Islamismus. Begünstigt wird dieser Anti-Islamismus durch den brutalen islamistischen Terror im Namen der von Osama bin Laden (1957–2011) gegründeten al-Qaida und ihrer vielfältigen Ableger in aller Welt.

Leben und Glauben im Islam

Im Zuge der Abwehr des Islam durch populistische Kräfte in Europa werden kämpferische Argumente vorgebracht, welche kulturelle wie soziale Ängste bedienen und fördern. So wird argumentiert: Die Zahl der Anhänger*innen des Islam nehme in Europa rasch zu. Zugleich nehmen die Mitgliederzahlen der christlichen Kirche kontinuierlich ab. Das Christentum sei glaubensschwach, der Islam glaubensstark. Auch sei die Kinderzahl in den ankommenden Familien erheblich höher als in den Familien der ~~aufnehmenden~~ hiesigen Bevölkerung. Beides führe dazu, dass Europa nach und nach aufhöre, christlich geprägt zu sein. Der historische Versuch des Islam, die neue Religion mit allen Mitteln in ganz Europa zu etablieren, sei zwar militärisch gescheitert. Aber durch den Zuzug nicht nur von Gastarbeitern, sondern nunmehr durch Schutzsuchende mit islamischem Glaubensbekenntnis, werde die Islamisierung aus der Frühzeit des Islams in Europa erfolgreich fortgesetzt. Wenn dagegen politisch nichts unternommen werde, komme es zu einem schleichenden „Bevölkerungsaustausch“. Kämpferisch formulierte der Autor Thilo Sarazin²⁰ für sein Land: „Deutschland schafft sich ab“. Eine Zeit der „Unterwerfung“ sei unaufhaltsam im Kommen, so der französische Literaturwissenschaftler Michel Houellebecq²¹: Theokratie, Scharia, Patriarchat und Polygamie würden in Europa Einzug halten und das christliche Gesicht Europas verändern. Das Kreuz werde durch den Halbmond ersetzt.

Solche Argumentationsfiguren können als Hypothesen dienen. Als solche verlangen sie jedoch nach wissenschaftlicher Überprüfung. In meiner ~~der~~ Geschlechterstudie von 2012²² sowie in der Langzeitstudie „Religion im Leben der Österreicherinnen 1970–2020“ war 2010 und 2020²³ in die Fragebögen für die islamische Bevölkerungsgruppe ein eigenes Erhebungsmodul implementiert worden. Die Zahl der befragten Angehörigen des Islam wurde zudem angehoben, um für verlässliche Aussagen über genug Fallzahlen zu verfügen. Es sollte eruiert werden, wie die Angehörigen des Islam leben und glauben. Wichtig war die Aufschlüsselung der Daten nach Generationen: jener, die neu angekommen sind, und der vielen, die schon mehrere Generationen im Land leben. Die Ergebnisse sind aufschlussreich. Teils können sie Ängste nehmen. Zugleich machen einzelne Daten sehr nachdenklich.

Arbeit und Familie

Erheblich weniger Befragte islamischen Glaubens als jene ~~in den~~ nichtislamischen Glaubens ~~Bevölkerungsanteilen~~ stimmen der Aussage zu: „Die Moralvorstellungen des Islam sind überkommen und altmodisch. Vor allem passen sie nicht ins Europa des 21. Jahrhunderts.“ Schon das ist ein Hinweis darauf, dass islamische Kulturen als vorausgeklärt gelten. Sie seien deshalb auch eher autoritär und zudem patriarchal.

²⁰ Deutschland schafft sich ab: Wie wir unser Land aufs Spiel setzen, München 2010.

²¹ Soumission, Paris 2015 (Unterwerfung, Köln 2015).

²² Zulehner, Paul M.: Muslimas und Muslime in Österreich im Migrationsstress (Wiener Beiträge zur Islamforschung), Göttingen 2015.

²³ Zulehner, Paul M.: Wandlung. Religionen und Kirchen inmitten kultureller Transformation. Ergebnisse der Langzeitstudie Religion im Leben der Österreicher*innen 1970–2020, Ostfildern 2020.

Die Rollenbilder von Frauen und Männern in der islamischen Kommunität würden dies belegen. Unter den Menschen islamischen Glaubens herrschten, so der Verdacht, traditionelle Geschlechterrollen vor und würden die Integration von Zugezogenen in postpatriarchale europäische Kulturen erschweren.

Nun zeigen Geschlechterstudien, dass es auch in den europäischen Ländern unterschiedliche Rollenbilder gibt, und dies unter Frauen wie Männern: traditionelle, moderne, verunsicherte, pragmatische. Der Anteil der Modernen ist in der nichtislamischen Bevölkerung unter Frauen höher als unter Männern. Das trifft verstärkt auf die islamischen Bevölkerungsanteile zu. Muslime zeigen sich erheblich traditioneller als Muslimas. Dabei nimmt gleichwohl der Anteil der Traditionellen von der ersten zur zweiten Generation bei Männern wie bei Frauen ab. Die Entwicklung verläuft bei Muslimen jedoch deutlich langsamer als bei Muslimas. Diese fühlen sich im Schnitt moderner als die Muslime. Der Anteil der Traditionellen stieg bei den Muslimen hin zur zweiten/dritten Generation stärker (von 44% auf 40%) als bei den Muslimas (von 26% auf 11%, so die entsprechenden Zahlen aus meiner Studie). Traditionell bedeutet mit Blick auf die Arbeitssteilung in den Familien: Muslime sorgen sich um das Einkommen, Muslimas für das Auskommen.

Junge Muslimas lernen offensichtlich von den nichtislamischen jungen Frauen in den Bildungseinrichtungen Vorteile moderner Frauenrollen kennen. Sie gehören zu den Gewinnerinnen der Integration in jenen Kulturen, die seit Jahrzehnten in allen gesellschaftlichen Bereichen um Geschlechtergerechtigkeit ringen. Das betrifft die Arbeitsteilung in den Familien mit Kindern sowie in der Pflege, aber auch die Anzahl der Kinder, die Muslimas faktisch zur Welt bringen: Die Kinderzahl von Muslimas nähert sich von der ersten in Richtung zweiter Generation den Werten der nichtislamischen Bevölkerung an. Sie sinkt also beträchtlich. Es sieht nicht danach aus, dass sich Deutschland oder ein anderes europäisches Land durch eine hohe Gebärfreudigkeit von Muslimas selbst abschafft.

Gläubigkeit und religiöse Praxis

Das praktische Glaubensleben im Islam ruht auf fünf Säulen: Gebet, Glaubensbekenntnis, Fasten im Ramadan, Almosen und einmal im Leben die Hadsch, die Pilgerreise nach Mekka. Am Freitag, aber auch in heiligen Nächten, wird der Gang der Muslime in die Moschee erwartet. Ein beträchtlicher Teil der Gläubigen besitzt das heilige Buch des Qur'an, nicht mehr so viele Gläubige haben zudem religiöse Gegenstände wie einen Gebetssteppich, einen Glücksbringer oder einen Stein gegen eine Verfluchung.

Die Zustimmung zum islamischen Glaubensgebäude sowie die religiöse Praxis hat binnen zehn Jahren, die zwischen den beiden Studien liegen, von Generation zu Generation deutlich abgenommen. Laut meiner Studie ist der Anteil „säkularer“ muslimischer Männer von der ersten auf die zweite Generation von 18% auf 44% angewachsen. Es sieht nicht danach aus, dass ein kraftvoller islamischer Glaube in Europa das glaubensschwache Christentum von sich aus bedroht. Vielmehr versetzt die pluralistisch-säkulare Kultur in Europa den Islam selbst unter einen erheblichen Modernisierungsstress.

Das ändert aber nichts daran, dass die islamische Bevölkerungsgruppe sich selbst als erheblich religiöser einschätzt als dies die nichtmuslimische tut. Halten sich 38% der nichtmuslimischen Befragten für (sehr) religiös, so sind es in der 1. Generation 73% der Muslime und 87% Muslimas. Diese starke subjektive Religiosität nimmt allerdings zur zweiten/dritten Generation hin deutlich ab: in dieser bezeichnen sich 57% Muslime selbst als religiös, unter den Muslimas sind es 62%.

Im antiislamischen Diskurs ist zu hören, dass der Islam nicht für Frieden, sondern für den „heiligen Krieg“ stehe. Der Missbrauch des Qur’ans zur Rechtfertigung von islamistischer Gewalt scheint dafür zu sprechen. Diese Einschätzung wird von den Betroffenen islamischen Glaubens mit beeindruckender Eindeutigkeit nicht geteilt: Während über 90% der Muslimas und Muslime den Islam als friedliche Weltreligion wie das Judentum und das Christentum ansehen, tun dies unter den Nichtmuslimen lediglich 37% der Männer und 45% der Frauen. Es sind mehr Befragte unter den Moslems als unter den Nichtmoslems, die selbstkritisch betonen: „Der Islam ist im Grunde genommen eine friedliebende Religion, wird aber von Extremisten für deren Ziele missbraucht.“ Die überwiegende Mehrheit der Befragten islamischen Glaubens lehnt zudem die Aussage ab: „Der Islam ist eine gewalttätige Religion, die die Entwicklung von radikalen Gruppierungen und Terroristen begünstigt.“

Mehrheitlich betonen Moslems, dass man als Muslim sehr wohl Demokrat sein kann: Was aber eine beträchtliche Minderheit der österreichischen Männer ((36%)) und noch mehr der Frauen ((43%)) anzweifelt.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse unserer Studien über den Islam ist, dass die islamische Bevölkerung sich selbst anders sieht als sie von den Nichtmuslimen im Land gesehen werden. Die Unterschiede in der Fremd- und in der Selbsteinschätzung sind erheblich.

Integrationsbedarf

Von enormem politischen Gewicht ist die Frage, welche Vorstellungen ~~in der Aufnahmebevölkerung und unter den Menschen islamischen Glaubens im Land~~ von der Integration in der Aufnahmebevölkerung und unter den Menschen islamischen Glaubens im Land herrschen und welches das Ziel der Integration ist. In der Studie waren vier Varianten vorgelegt worden. Sie reichen von der nivellierenden Assimilation über multikulturelle Integration zum kulturellen Widerstand bis hin zur isolierenden Ghettobildung.

- Abgelehnt wird mehrheitlich die Assimilation; diese bedeutet, die eigene ursprüngliche Kultur hinter sich zu lassen und zu lernen, so zu werden wie die Österreicher.
- Noch weniger Zustimmung finden Anhänger einer Ghettoisierung der Angekommenen.
- Sehr unterschiedlich wird die Integration beurteilt, bei der die ursprüngliche Kultur bewahrt wird, solange sie nicht in Widerspruch zur Kultur des Aufnahmelandes steht. Diese Form der Integrationsbereitschaft, die von drei Viertel der Aufnahmebevölkerung gutgeheißen wird, erhält bei der Hälfte der ersten Generation noch Zustimmung, gilt aber nur noch für ein Viertel der zweiten Generation.
- Dementsprechend befürworten in der zweiten Generation zwei Drittel den Widerstand. Bei diesem geht es darum, die „ursprüngliche Kultur zu bewahren und auch im Aufnahmeland ohne Abstriche leben zu können, auch dann, wenn sie im Widerspruch zu dem steht, was in der jeweiligen Gesellschaft üblich ist“. Hier kündigt sich enormer Dialogbedarf an.

Eine angemessene und empathische Integrationspolitik versucht, solche Spannungen abzubauen. Zu klären ist auch, was die ~~(beiden)~~ Kulturen voneinander lernen können und ob sich dabei eine „dritte, neue Kultur“ entwickelt.

Dialogerfahrene Kirchen könnten bei einem solchen respektvollen Kulturlernen einen hilfreichen Beitrag leisten. Sie könnten dazu anregen, dass eine wechselseitige Lernbereitschaft wächst. So können die Menschen in den Aufnahmegesellschaften lernen, was Familiensinn, Gastfreundschaft oder aber auch Glaubensstärke bedeutet. Umgekehrt könnte die islamische Gemeinschaft

von Geschlechtergerechtigkeit oder demokratischen Strukturen und Spielregeln profitieren. Einem solchen Dienst christlicher Kirchen steht die Position von ideologischen Hardlinern entgegen, die ein Drittel der Aufnahmebevölkerung ausmachen. Solche Islamabwehrende Kreise vertreten folgende Position: „Die christlichen Kirchen sollen gegenüber dem Islam einen härteren Kurs einschlagen.“ (32%) Ein Dialog auf Augenhöhe kann hingegen durch ein selbstbewusstes Christentum begünstigt werden. Ein solches Christentum hält mehr als die Hälfte unserer Befragten in Europa zukünftig für sehr wichtig.

E12 Alle Kinder sind schützenswert.

Dieses Modul ist im Internetkurs nicht implementiert.

Der Umgang mit Missbrauch gehört meiner Meinung nach zu den allerwichtigsten Themen. Hier wird noch immer viel zu wenig getan (zumindest auf Weltkirchenebene). Hier werden anvertraute Menschen zerstört von Angehörigen einer Institution, der die Sorge um die Seele das Wichtigste sein sollte. Dieses Ausüben seelischer/körperlicher Gewalt widerspricht dem zutiefst und zerstört die Glaubwürdigkeit der Kirche nachhaltig. Allen Missbrauchstätern gehört sofort jegliches Amt, jede Aufgabe in der Kirche entzogen, da sie 1. ungeeignet für jegliche kirchliche Funktion sind und 2. um weiterem Missbrauch keine Chance zu geben.

So äußerte sich eine Teilnehmerin an einer Onlinestudie aus dem Jahre 2019 über das Pontifikat von Papst Franziskus, in der auch nach dessen Missbrauchspolitik gefragt worden war. Damit ist das Thema dieses Moduls meiner „Pastoraltheologie kompakt“ eröffnet. Es geht um den Missbrauch in der katholischen Kirche, seine Ursachen, seine Aufarbeitung und um dessen Prävention.

Ein tiefer Fall

Wer die moralische Latte hochlegt, fällt umso tiefer, wenn er selbst fällt. Das trifft auch auf die katholische Kirche zu. Diese hat insbesondere in der Sexualmoral und im Umgang mit Gewalt zu Recht kompromisslos hohe moralische Anforderungen an die Menschen gestellt. Sich selbst hat sich die Kirche als „heilige Kirche“ mit der Aura der moralischen Vollkommenheit umgeben. Wenn jemand gesündigt hat, dann wurde das einzelne Kirchenmitglied sündig, aber die „Kirche“ selbst blieb sündenlos-heilig. Das Priesteramt wurde überhöht. Hochwürden, Exzellenz und Eminenz sind eine „Sprache der Überhöhung“ von „Geweiheten“ aus dem Kirchenvolk. Man vergleiche symbolästhetisch die Feier einer Taufe mit jener einer Priesterweihe mit darauffolgender Primiz. Anders als den „weltlichen“ bzw. „verweltlichten“ getauften Kirchenmitgliedern wurde den „entweltlichten“ ordinierten Priestern eine asketische Heiligkeit abverlangt.

Insbesondere nach dem Vorwurf des Sexuellen Missbrauchs an Kardinal Hermann Groer 1995 kamen massenhaft verbrecherische Übergriffe von Priestern auf Kinder ans Licht. Jahrzehntelanger sexueller wie geistlicher Missbrauch, oft in unheiliger Allianz miteinander, wurden aufgedeckt. Und das nach und nach in aller Welt. Das Image der katholischen Kirche wurde tief erschüttert. Scharenweise verließen Mitglieder die Kirche. Der Fall war tief: eben weil anderen die moralische Latte derart hoch gelegt worden war.

„Die“ Priester wurden als Teil des Systems Kirche an den medialen Pranger gestellt. Die Ursachen wurden nicht allein im persönlichen Versagen gesehen. Von einem Systemversagen war die Rede. Dieses sei durch eine toxische Mischung von Sexual- und Frauenfeindlichkeit, Unreife nur halbfreiwilliger Zölibatärer sowie von Fantasien überhöhter geistlicher Vollmacht verursacht worden.

Die katholische Kirche musste reagieren. Unabhängige Studien wurden in Auftrag gegeben. Diözesane Ombudsstellen wurden eingerichtet. Gemeldete Übergriffe wurden aufgearbeitet. Hohe Geldbeträge sollten Bereitschaft zur Anerkennung der erlittenen seelischen Traumatisierungen sowie zur Wiedergutmachung signalisieren. Innerkirchliche Reformgruppen forderten vehement, jahrzehntelang auf die Seite geschobene Kirchenreformen endlich durchzuführen.

Priesterbild, Lebensform der Priester, kirchliche Sexualmoral sowie die Frauenfrage wurden zur Diskussion gestellt. In Deutschland organisierte dazu die Bischofskonferenz mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken den sogenannten Synodalen Weg. Papst Franziskus nahm sich der brisanten Sache an, zitierte und enthob Bischöfe des Amtes, wenn ihnen Vertuschung nachgewiesen werden konnte. Eine Nulltoleranzpolitik wurde von ihm ausgerufen. Auch auf der Welt-synode 2021-2024 und in deren Schlussdokument war der Missbrauch ein Thema.

Eine Menge komplizierter Fragen tun sich auf: Wie konnte es zu diesem ungeheuren Ausmaß an Missbrauch in der katholischen Kirche kommen? Wie kann Missbrauch künftig in der Kirche verhindert werden? Es geht um Rehabilitation und Prävention.

Ist diese herausfordernde Arbeit sowohl des Verstehens als auch der Prävention des Missbrauchs in der katholischen Kirche in gediegener Weise geleistet, kann und muss der Blick ge-
weitert werden. Denn nicht nur im Bereich der Kirche haben Kinder das Recht, geschützt zu sein. Schutz soll jedes Kind genießen. Und dies in allen Feldern des gesellschaftlichen Lebens.

Wer auf den breiten Missbrauch in der Gesellschaft hinweist, dem wird manchmal vorgeworfen, er wolle lediglich vom Missbrauch in der Kirche ablenken. Ich selbst kann mich allerdings zum Thema Missbrauch in der Gesellschaft deshalb unbefangen äußern, weil ich bereits vor dem Missbrauchsvorwurf des Schülers Josef Hartmann gegen Hans Hermann Groër ein Lobby für Kinder gegründet habe, und zwar für alle Kinder im Land. Zudem hatte ich bei der Aufarbeitung der „causa Groër“ als Dekan der katholisch-theologischen Fakultät im Jahre 1995 mit einem vielbeachteten Symposium an der Universität Wien einen nachhaltigen Beitrag zur Aufarbeitung und zur Prävention geleistet. Mit Vertretern anderer Disziplinen, aber auch Einrichtungen der Ju-gendarbeit in der Kirche wie in der Stadt Wien waren auf dem Symposium alle schutzbefohlenen Kinder im Land im Blick. Nüchtern wurde im Schlussdokument des Symposiums festgestellt:

*Zurzeit werden in Österreich 25% der Mädchen und 8-10% der Buben sexuell miss-
braucht. Mehr als 8 von 10 dieser Fälle geschehen in der eigenen Familie, der Rest in
außerhäuslichen pädagogischen Einrichtungen.*

Kollusion

Das Wiener Positionspapier von 1995 schaut zunächst empathisch auf die Betroffenen, die Op-
fer des Missbrauchs. Entwicklungspädagogisch wird festgestellt:

*1. Kinder sind immer auf Anerkennung, liebevolle Zuwendung, Wärme und Geborgen-
heit seitens der Erwachsenen angewiesen. Erziehung braucht positive Identifikation
des Kindes mit der/dem Erziehenden, deshalb sind maßvolle persönliche Beziehungen,
Nähe und Zuwendung notwendige Arbeitsvoraussetzungen für den pädagogischen Be-
ruf. Pädagogisch Tätige sind aber dafür verantwortlich, innerhalb dieses sensiblen Be-
ziehungsgefüges die nötige professionelle Distanz zu wahren, damit es nicht zu Verzwe-
ckung, Ausbeutung oder Missbrauch von Kindern kommen kann.*

Das entwicklungspädagogische Setting ist wie bei vielen anderen Beratungsberufen wie in The-
rapie oder Seelsorge, auf eine Form der Beziehung angewiesen, die positiv besetzt ist. Anerken-
nung, Liebe, Zuwendung, Zärtlichkeit, Wärme, Geborgenheit und damit Nähe sind unschätzba-
res pädagogisches Kapital. Die Kinder verlangen danach und haben eine Art Recht auf alles, was
ihre gedeihliche Entwicklung begünstigt.

Die Lage von Kindern, die auf das Lebensmittel liebender Zuwendung angewiesen sind, wird oftmals durch Vernachlässigung, Vereinsamung und emotionale Defizite verschlechtert. Das kann nicht nur in Familien geschehen, sondern ist deutlich häufiger in Internaten anzutreffen, von denen im kirchlichen Bereich in aller Welt viele eingerichtet waren und sind. Emotionale Unterernährung führt „dazu, dass Kinder niederschwellig - also mit geschwächtem Widerstand - auf Zärtlichkeit und Zuwendung ansprechbar werden“.

Pädagogische Verantwortung besteht darin, mit dieser bedürftigen Erwartung von anvertrauten Kindern verantwortlich umzugehen. Erziehende haben die Pflicht, mit beruflicher Kompetenz das pädagogische Setting so zu gestalten, dass eine gute Entwicklung ermöglicht wird. Sie brauchen auf derartigen Arbeitsfeldern eine hohe personale wie fachliche Kompetenz. Diese muss in einer gediegenen Ausbildung erworben und durch eine entsprechend qualifizierte Praxisreflexion (Supervision, Fort- und Weiterbildung) beständig erweitert werden.

Wie das Wiener Positionspapier verlangt, macht es durchaus Sinn, dass auch die schutzbefohlenen Kinder lernen, sich gegen Übergriffe zu wehren. Hilfreiche Voraussetzungen dafür sind:

- ein Bild vom Kind als eigenständiger Persönlichkeit;
- der Abschied von einer einseitigen Gehorsamserziehung, welche emotionale Hörigkeit begünstigt;
- eine Erziehung zum widerständigen Nein-Sagen. So steht dazu im Wiener Positionspapier:

5. Um Kinder vor {sexuellen} Übergriffen zu schützen, ist neben einer fundierten Sexualaufklärung auch eine Erziehung zum Widerstand, zum „Nein“-Sagen notwendig. Diese muss einen kreativen Kontrapunkt zu einer einseitigen „Gehorsamserziehung“ darstellen. Um die praktische Erziehungsarbeit diesem Ziel anzunähern, ist eine gründliche Revision des Bildes vom Kind bzw. der Kindheit vonnöten. Eine Pädagogik, die Kinder als eigenständige Persönlichkeiten ernstnimmt, wird sie auch zum Widerstand gegen emotionale Hörigkeit ermutigen.

Solche Überlegungen dienen keineswegs dazu, die Verantwortung für sexuelle Übergriffe auf die Opfer abzuwälzen. Es wäre ein ähnlich schnöder Vorgang wie bei Vergewaltigungen von Frauen, wenn diesen unterstellt wird, sie hätten es ja selbst gewollt oder zumindest durch Kleidung und Verhalten stimuliert. Die Hauptverantwortung liegt klarerweise bei den Tätern, den Erwachsenen, den Seelsorgern, den Pädagogen. Dass hier die männlichen Formen verwendet werden, hat damit zu tun, dass in der erdrückenden Mehrheit die Täter Männer sind.

Die herausfordernde pädagogische Verantwortung kann konkret so beschrieben werden: Pädagogen nehmen die Liebesbedürftigkeit der Kinder wahr. Da aber auch die Pädagogen erotisch-sexuelle Wesen sind und entsprechende Bedürfnisse haben, kommt es darauf an, dass die Erziehenden diese bei sich selbst wahrnehmen und kultivieren. Es kommt unweigerlich zu einem Zusammenspiel, manchmal zu einem Zusammenprall, einer irritierenden Kollusion, zwischen den Bedürfnissen des Kindes und jenen des Pädagogen. Es ist eine hohe pädagogische Kunst, dieses Zusammenspiel schöpferisch zum Wohl des Kindes zu gestalten und zugleich selbst daran Freude zu erleben. Das gilt prinzipiell nicht nur im professionellen pädagogischen Bereich, sondern überall, wo Kinder mit Erwachsenen zusammenleben, zumal in den Familien.

Komplexe Ursachen

Die Schlüsselfrage ist nunmehr, warum im kirchlichen Setting in zu vielen Fällen keine gedeihliche Beziehung aufgebaut wurde, sondern eben eine missbräuchliche.

Meine eigene Online-Studie geht davon aus, dass die Täter allesamt aus Familiengebilden in unserer Gesellschaft stammen. Dort haben sie auch ihre erste erotisch-sexuelle Prägung erhalten. Die jeweilige Familienkultur wiederum ist stets eingewoben in die umgebende Kultur des Landes.

In der Zeit vor der Achtundsechzigerrevolution war die Sexualkultur der Gesellschaft kirchlich mitgeformt. Eltern, Lehrer, Politiker, Pfarrer prägten zusammen diese Kultur. Sie war streng, hatte einen Hang zu einer manichäischen Abwertung der Sexualität wie des Weiblichen, war tendenziell autoritär und patriarchal. Der Einfluss dieser wichtigen Autoritäten auf die Erziehung der Kinder hat sich durch die Achtundsechziger abgeschwächt. Alle damals so bezeichneten „repressiven“ Formen wurden bekämpft und abgebaut. Freie Selbstbestimmung war in. Pädophilie, die mit Missbrauch nicht zu verwechseln ist, war in manchen Kreisen gesellschaftsfähig. Die Liebe sollte „frei“ sein von Repressionen kapitalistischer und moralischer Art. Die Pille hat diesen Prozess der „Befreiung“ der Liebe beschleunigt. Generative und symbolische Sexualität wurden trennbar. Das führte nicht nur zu einem Qualitätsgewinn fester erotisch-sexueller Partnerschaften, zu einer Entlastung der Frauen von unerwünschten Schwangerschaften, sondern machte auch den Weg frei zu deren einträglichen pornographischen Vermarktung. Die heute rasch wachsenden Möglichkeiten künstlicher Intelligenz machen diesen pornographischen Markt immer raffinierter und personalisieren die Angebote. Man könnte meinen, dass diese Entwicklung den Missbrauch von Kindern reduziert hat: Was aber sichtlich nicht der Fall ist, glaubt man den offiziellen Statistiken. Nach wie vor kommen auch und gerade aus „modernen“ Familiengebilden viele Missbrauchstäter.

Das allein erklärt aber noch nicht, warum es in der katholischen Kirche hauptsächlich durch ehelose Kleriker derart viel Missbrauch geben konnte. Offensichtlich hat die katholische Kirche viele erotisch-sexuell unreife Männer aus dem weiten Raum der Gesellschaft angezogen und in den priesterlichen Dienst aufgenommen. Zum Missbrauch geneigte Männer erhielten in den pädagogischen Einrichtungen der Kirche wie in den seelsorglichen Vorgängen lange Zeit unkontrolliertes Betätigungsfeld. Unreife liebesbedürftige Männer fanden unter heranreifenden liebesbedürftigen Kindern, die zu ihnen aufschauten und zugleich von ihnen emotional abhängig waren, nur allzu leicht ihre Opfer.

Multiplies Versagen

Zu solchem ehrfürchtigen Aufschauen heranwachsender Kinder hat das überhöhte Priesterbild in der katholischen Kirche beigetragen. Der Priester stand auf einem „hohen Sockel“, genoss religiös eingefärbte Autorität. Er war von der Aura des Heiligen, Numinosum und Faszinosum umgeben, so der deutsche Religionswissenschaftler und evangelische Theologe Rudolf Otto. Liebesbedürftige Kinder, die nicht selten in ihrer Familie emotional ausgehungert oder schlecht behandelt wurden, fanden in anziehenden, ebenfalls unreif-liebesbedürftigen Priestern eine vorzügliche Anlaufstelle für ihre brachliegenden Gefühle. Deren Unreife führte dazu, dass viele ihren Bedarf an erotisch-sexuellen Beziehungen nicht auf Augenhöhe mit erwachsenen Frauen bzw. auch Männern verantwortlich lebten, sondern im Machtgefälle zu Kindern befriedigten. Unter Papst Franziskus hat sich für den durch die Priesterweihe begünstigten Machtmissbrauch der Begriff des „Klerikalismus“ eingebürgert. Diesen gilt es auch deshalb auszumerzen, um den

vielfältigen Missbrauch der geistlichen Vollmacht des Dienens zu verhindern. Das Abschlussdokument der Weltsynode lässt diesbezüglich nicht an Klarheit vermissen:

Sie [die Kirche] wird auch dazu beitragen, den Klerikalismus zu überwinden, verstanden als Machtausübung zum eigenen Vorteil und als Verfälschung der Autorität der Kirche, die im Dienst des Volkes Gottes steht. Dieser äußert sich vor allem in Formen des Missbrauchs sexueller oder wirtschaftlicher Art, des Missbrauchs des Gewissens und der Macht durch kirchliche Amtsträger. „Klerikalismus, ob von Priestern selbst oder von Laien gefördert, führt zu einer Spaltung im kirchlichen Körper, die viele der Übel, die wir heute verurteilen, unterstützt und zu ihrer Aufrechterhaltung beiträgt“ (Franziskus, Brief an das Volk Gottes, 20. August 2018)

Die Kirchen haben aber nicht nur durch ihr Priesterbild (und so gesehen strukturell) den Missbrauch begünstigt. Sie unternahm auch selbst zu wenig, um Missbrauch in ihren eigenen Reihen zu verhindern. Sowohl bei der Rekrutierung der Priesteramtskandidaten, in der Ausbildung sowie im dienstlichen Einsatz gab es, wie die Daten der Onlinestudie nahelegen, zu wenig Anstrengungen, missbrauchshindernde Maßnahmen zu setzen. Es gab bei der Aufnahme kein entsprechendes Screening, auch nicht vor der Weihe. Wie heute vielfach gefordert, gab es keinen Einsatz von Frauen in der Priesterausbildung und in der Leitung von Priesterseminaren. Es gab nicht, was heute in der Arbeit mit Kindern inzwischen Standard ist, ein Teamteaching. Begleitende Supervision war nicht vorgesehen. Die Einrichtung von Ombudsstellen, die in kürzester Zeit aktiv werden, sobald ein Missbrauchsverdacht gemeldet wird, löst diese Mängel in Ausbildung und Einsatz nicht.

Statt sich also fachkundig um Prävention zu kümmern, bediente sich auch die Kirche des Instruments der Vertuschung. Sie handelt in dieser Zeit damit ähnlich wie viele andere Institutionen: die Odenwaldschule, Landesregierungen, Sportvereine und Ballettschulen.

Vom Institutionen- zum Opferschutz

Auch der Kirche war, wie allen anderen Institutionen einschließlich der Institution Familie, ihre eigene Reputation wichtiger als die Leiden der Opfer. Auch meinten selbst Fachleute der Entwicklungspsychologie, der Erziehungswissenschaften wie der Moralthologie, dass durch Beichte und Therapie priesterliche Täter vom Missbrauch ablassen würden. Die kirchliche Bußpraxis war diesbezüglich weiser. Der einzige Weg, nicht rückfällig zu werden, bestehe darin, die Gelegenheit zum Missbrauch zu meiden. Versetzungen haben hingegen neue Gelegenheiten geboten: Wofür die Versetzer heute zu Recht die Verantwortung tragen und abgesetzt werden.

Erst Papst Franziskus hatte der Kirche diesen mühsamen Blickwechsel vom Schutz der Institution hin zum Schutz der Opfer verordnet. Er hat auf der Kinderschutzkonferenz im Vatikan im Jahre 2019 für den Opferschutz klare Regeln erlassen und das Kirchenrecht verschärft. Im Abschlussdokument der Weltsynode 2021-2024 wird darauf ausdrücklich verwiesen:

55. Viele der Übel, die unsere Welt heimsuchen, sind auch in der Kirche sichtbar. Die Missbrauchskrise mit ihren verschiedenen und tragischen Erscheinungsformen hat den Opfern und Überlebenden sowie ihren Gemeinschaften unsägliches und oft anhaltendes Leid gebracht. Die Kirche muss mit besonderer Aufmerksamkeit und Sensibilität auf die Stimme der Opfer und Überlebenden von Missbrauch hören. Dies umfasst sexuellen, spirituellen, wirtschaftlichen und institutionellen Missbrauch sowie den Missbrauch von Macht und Gewissen durch Mitglieder des Klerus oder Personen, die

kirchliche Ämter innehaben. Authentisches Zuhören ist ein grundlegender Aspekt auf dem Weg zu Heilung, Reue, Gerechtigkeit und Versöhnung. In einer Zeit, die von einer globalen Vertrauenskrise geprägt ist, die die Menschen dazu bringt, in Misstrauen und Argwohn zu leben, muss die Kirche ihre eigenen Unzulänglichkeiten eingestehen. Sie muss demütig um Vergebung bitten, sich um die Opfer kümmern, für Präventivmaßnahmen sorgen und sich im Herrn bemühen, das gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen.

Kindesmissbrauch konnte sich gesellschaftlich wie kirchlich so lange halten, weil es eine Wand des Schweigens gab. Das Positionspapier von 1995 geht darauf ein und vermerkt im letzten Punkt:

Die öffentliche Debatte des sexuellen Missbrauchs von Kindern sowie eine entsprechende Öffentlichmachung der Zielsetzungen, Rahmenbedingungen und Arbeitsweisen pädagogischer Einrichtungen dienen dem Schutz der Kinder.

E13 Unvollendete Sinfonie

Unsere christgläubigen Vorfahren hatten mächtige Angst davor, in die Hölle zu kommen. Ich als Kind auch! Dabei widerspricht die Hölle, dass wir aus Liebe und für die Liebe geschaffen sind, um darin Gott, der die Liebe pur ist, ähnlich zu werden. Ziel jedes Menschlebens ist also die Einung mit Gott. One-ing nennen die die Mystiker. Die Menschwerdung Gottes in einem von uns, Tod und Auferstehung Jesu sind dafür eine vorzügliche Lesehilfe. In der Einung mit Gott wird ein Mensch in vollendeter Weise das, wozu er erschaffen ist, ein Liebender.

Hölle bedeutet theologisch das Gegenteil zu dem, wozu der Mensch erschaffen ist: statt himmlische Gotteinung höllische Trennung von Gott. Hölle gilt als ein qualvoller Zustand, so die Bilder, ohne Raum und Zeit und in diesem Sinn ewig. In seinen Reden kommt Jesus auf diese Möglichkeit oft zu sprechen. Er will aber durch seine Rede über die Hölle weniger Angst verbreiten. Vielmehr erklärt er uns: Hölle kann allen Menschen passieren. „Stalin, Hitler und mir“, so formulierte der Theologe Rahner wiederholt. Doch Jesu Höllenpredigt zielte in eine ganz andere Richtung: Weil die Hölle allen Menschen droht, hat Gott selbst sich eingesetzt, damit genau dies nicht passiert. Dazu ist er Mensch geworden, um als einer von uns die ganze Menschheit im Innersten mit Gott zu vereinen. Er ist in den Tod gegangen, um seinem Vater bis in den Tod die Treue zu halten und sich von ihm nicht trennen zu lassen, obgleich er gerade im Tod die letzte Gottverlassenheit durchlitten hat. Jesu Auferstehung ist damit der Anfang der Vollendung der Schöpfung und aller Menschen. Deshalb ereignet sich laut ostkirchlicher Tradition in der Auferstehung Jesu Christi zu allererst seine Hadesfahrt. Er steigt hinab in die Welt der Toten, zerbricht deren Pforten und zieht mit dem Rettungsgreif Adam und Eva, also die ganze mit ihm geeinte Menschheit aus dem Tod ins Leben.

Eine solche Hoffnung verniedlicht nicht die Sünden, durch welche Menschen sich selbst und andere, nicht zuletzt die Schöpfung oftmals schwer verwunden. Dadurch entfremden sie sich voneinander und von Gott. Es sind die Sünden, die nicht Gott straft, sondern durch welche Menschen sich selbst schon in diesem Leben „strafen“. Der Philosoph Jean Paul Sartre traf ins Schwarze, als er schrieb: „Die Hölle, das sind die anderen.“

In diesem finalen Modul meiner „Pastoraltheologie kompakt“ geht es aber nicht um Hölle und um moralpädagogisch missbrauchte Höllenangst. Vielmehr kreisen meine Ausführungen um das sogenannte „Fegefeuer“. Auch vor diesem hatten unsere gläubigen Vorfahren eine Heidenangst.

Die Lehre vom Fegefeuer ist typisch katholisch. Die orthodoxe Theologie kennt sie nicht. Die Kirchen der Reformation lehnen diese Lehre deshalb ab, weil sie dem „sola gratia“ widerspricht, dass der Mensch also allein aus Gnade gerettet wird. Zudem war in der Zeit vor der Reformation im Rahmen des Ablasshandels die Lehre vom Fegefeuer finanziell missbraucht worden.

Wenn sie mir in den knappen Ausführungen dieses Videos aufmerksam folgen, werden Sie den Protestanten wünschen, statt der abgelehnten Lehre vom Fegefeuer eine entsprechende gute Botschaft an die Menschen gerade von heute zu formulieren. Durch eine solche Hoffnungslehre könnten sie ermutigt werden, gelassen als unfertiges Fragment in den Tod zu gehen: was enorm entstressen, - noch mehr: was solidarisieren könnte. Dergestalt entängstigt, kann ein Mensch zu dem werden, wozu er auf dieser Welt ist: ein liebender Mensch.

Feuer

Der Europaapostel Paulus hatte in Korinth eine rasch aufblühende Gemeinde gegründet. Als bald traten in ihr Streitigkeiten auf. Parteien bildeten sich, die einander bekämpften. Paulus schreibt aus diesem Anlass einen ziemlich scharfen Brief an die heillos Zerstrittenen. Habe ich nicht, als ich euch als Gemeinde Christi gegründet habe, einen guten Grund gelegt? Dieser ist der auferstandene Christus selbst. Auf dieses Fundament habe ich eure Gemeinde gebaut. Ihr baut nun daran weiter. Ob ihr das gut macht, das habt ihr, wie auch ich, vor dem Gründer, dem Auferstandenen, selbst zu verantworten. Spätestens bei der finalen Evaluierung aller Taten wird dies geschehen. Paulus beschreibt dies mit eindringlichen Worten so:

Das Werk eines jeden wird offenbar werden; jener Tag wird es sichtbar machen, weil es im Feuer offenbart wird. Das Feuer wird prüfen, was das Werk eines jeden taugt. Hält das stand, was er aufgebaut hat, so empfängt er Lohn. Brennt es nieder, dann muss er den Verlust tragen. Er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durch Feuer hindurch. (1 Kor 3, 13-15)

Es ist ein ebenso bedrohlicher wie zuversichtlicher Text. Was nicht taugt, wird im Feuer vernichtet. Was hingegen standhält, dafür erhält jemand Gottes Lohn. Das Zuversichtliche in diesem feurigen Text: Dem Reich Gottes unangemessene Taten und ihre Folgen werden verbrannt, nicht aber die Täter. Diese werden „wie durch Feuer hindurch“ gerettet werden.

Bibelkundige sind sich einig, dass sich mit diesem Text von Paulus nicht eine Lehre vom Fegfeuer begründen lasse. Erst bei den Kirchenvätern taucht diese Deutung auf. Später haben dann Volksmissionare in ihren buchstäblich flammenden Reden mit Vorliebe auf das qualvolle Feuer hingewiesen. Er noch nicht reif für den Himmel war, musst unter Qualen „rein-gefeigt“ werden. Kirchenmänner predigten höchst phantasievoll über das Fegfeuer, lateinisch purgatorium, zu Deutsch Reinigungsort. In kunstvollen Gemälden wurden die Leiden der Täter grausam ausgemalt. Kein Wunder, dass diese Bilder und die bedrohlichen Predigten der Moralisten vielen Gläubigen Angst einflößten. Im zweiten Teil der Göttlichen Komödie von Dante Alighieri wird das Fegfeuer als Reinigungsort bildstark ausgemalt. Auch in der Weihnachtsgeschichte von Charles Dickens wird das Läuterungsmotiv literarisch umgesetzt.

Ablasshandel

Diese Lehre von einem Reinigungsfeuer war deshalb in Verruf gekommen, weil als Grundlage für den sogenannten Ablasshandel erhalten musste. Das war die theologische Idee hinter der Vorstellung vom Ablass: Jede sündige Tat hinterlasse im Sünder prägende Spuren. Man nannte sie Sündenstrafen. Sie bleiben, auch wenn die Sündenschuld in einer Beichte oder in vollkommener Liebesreue vergeben wird. Eben diese Sündenstrafen sollten im Fegfeuer abgebußt werden.

Nun seien aber Petrus und der Kirche die Schlüssel übergeben worden, um zu binden und zu lösen. Ihnen sei die Vollmacht gegeben, einen unerschöpflichen Gnadenschatz zu verwalten. Davon machte man nun, mit Blick auf die postmortalen Strafverbüßer, im Fegfeuer Gebrauch. Mit kirchlicher Vollmacht wurden Verstorbenen ihre Sündenstrafen erlassen. Der Vorgang trägt das Etikett Ablass.

Ein Ablass ist zunächst ein rein spiritueller Vorgang. Zugleich erwies er sich aber auch als ökonomisch höchst einträglich. Mit Ablässen für Verstorbene konnte ergiebig gehandelt werden. Der Wirkungsbereich des Ablasses erstreckte sich zudem nicht nur auf Verstorbene. Er sollte nicht

nur jenen zugutekommen, die im Fegfeuer ihre Sündenstrafen verbüßen, sondern man konnte sogar prä mortal die der sündigen Tat anhaftenden Strafen tilgen, indem man für sich selbst einen Ablass gewann. Und weil das Abbüßen im Fegefeuer in zeitlicher Kategorie gedacht wurde, konnte man die Strafen für bestimmte Zeiten, für „Jahre“ oder am besten gleich vollkommen, also mit einem Generalnachlass loswerden. Die Fegfeuerzeit konnte somit durch den spirituellen Deal namens Ablass verringert oder gar getilgt werden. Natürlich war dazu Reue erforderlich, aber auch die Erfüllung von Auflagen wie gute Werke, Gebete und Geld.

Als besonders geschäftstüchtig galt kurz vor der Reformation der Dominikaner Johann Tetzel. Landauf, landab predigte er und verkaufte erfolgreich Ablässe. In den Kirchen wurden dazu kunstvolle Kästen aufgestellt. Sie waren nach dem Prediger als Tetzelkästen benannt und zieren bis heute manche Museen vor allem in Norddeutschland. Auf diesen Holzkästen konnte man Schnitzereien mit dem Teufel und den im Fegfeuer Gepeinigten sehen. Tetzels Botschaft wurde in einem eingängigen Vers verdichtet: „Sobald der Gülden im Becken klingt, im huy die Seel im Himmel springt!“

Martin Luther attackierte zunächst nur das einträgliche Geschäft mit der Angst vor dem Fegfeuer: eine Kritik, die das Konzil Trient ((1545-1563)) akzeptierte. Es hat folglich das Geschäft mit dem Ablass unter Exkommunikation gestellt.

Luther hat aber nicht nur den Missbrauch der Lehre, sondern schließlich die Lehre selbst verworfen. Denn den Seelen helfe allein Christus und nicht Menschenwerk, so schrieb er in den Schmalkaldischen Artikeln im Jahre 1537. Aber hat Luther auf diese Weise nicht das Kind mit dem Bad ausgeschüttet? Könnte sich hinter der recht verstandenen Lehre vom Fegfeuer nicht doch eine gute Nachricht verbergen, für die heute auch aufrechte Protestantinnen und Protestanten gewonnen werden könnten? Ich mache einen Versuch, gestützt auf theologische Prominenz und lehramtliche Ausdeutungen aus jüngerer Zeit. Ebenso hilfreich sind anthropologische Einsichten, die mit der Vertiefung der kirchlichen Lehre einhergehen.

Auf Vollendung angelegt

Personen, welche in der Begleitung Sterbender erfahren sind, berichten Folgendes. Manchen fällt es schwer, ihr Leben loszulassen, weil sie das bedrückende Gefühl haben, vieles in ihrem Leben nicht erledigt zu haben. Zu viel sei offengeblieben. Sie hätten sich zwar nicht schwer versündigt, aber zu viel Gutes unterlassen. Sie leiden daran, dass ihr Leben ein Fragment darstelle. Oder um es in ein musikalisches Bild zu setzen: eine unvollendete Sinfonie. Noch im Sterben träumen sie davon, ihre Lebenssinfonie zu vollenden. Sie teilen damit das Schicksal großer Komponisten wie Franz Schubert, Ludwig van Beethoven oder auch Anton Bruckner, die unvollendete Sinfonien hinterließen. Gustav Mahler überschrieb den dritten Satz seiner unvollendeten 10. Sinfonie mit *Purgatorio*. Wolfgang Amadeus Mozart wiederum konnte sein grandioses Requiem nicht mehr fertigstellen.

Es scheint ein anthropologisches Leiden am Unvollendeten, am Fragmentarischen zu geben. Ist nicht der Mensch für Vollendung geschaffen, wie die ganze Schöpfung auch? So kann Paulus an die Römer schreiben: „Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden.“ (Röm 8,22f.)

Hoffen Sterbende nicht zurecht, dass ihr Weg des Dahinscheidens in einen Zustand des Friedens mündet? Signalisiert nicht eben das hebräische Wort für Frieden – schalom – nicht eben Ganzsein? Auch das englische Wort „heilig“, holy, geht mit whole, wholeness, Ganzheit einher.²⁴ Erscheint es uns dann aber nicht zurecht als gänzlich unvorstellbar, im Himmel eben nicht ganz, nicht vollendet, nur Fragment zu sein?

Dann aber stellt sich die Frage, wie aus dem unvollendeten Fragment, das wir in den Tod bringen, ein vollendetes Ganzes wird?

Fegfeuer als Hoffnungszusage

Ich komme auf den Feuertext des Apostels Paulus im ersten Brief an die Korinther zurück. Dieser muss nämlich nicht mit dem angstgequälten Bild eines Fegfeuers gedeutet werden. Er kann auch als befreiende Hoffnungszusage gelesen werden. Hier noch einmal der Text:

Das Werk eines jeden wird offenbar werden; jener Tag wird es sichtbar machen, weil es im Feuer offenbart wird. Das Feuer wird prüfen, was das Werk eines jeden taugt. Hält das stand, was er aufgebaut hat, so empfängt er Lohn. Brennt es nieder, dann muss er den Verlust tragen. Er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durch Feuer hindurch. (1 Kor 3,13-15)

Zur Hoffnungszusage kann dieser Text werden, wenn das Feuer nicht als Strafvollzug gedeutet wird, sondern als Feuer, das reinigt, ausheilt, vollendet. Dann steht das Feuer für das Feuer der Liebe Gottes. Wer stirbt, fällt in dieses göttliche Liebesfeuer hinein. In seinem Licht wird das ganze Leben ausgeleuchtet. Die Augen des Erbarmens schauen auf jene Werke, die nicht standhalten. Erkennt wird aber auch das geschehene Gute. Die Kirchenväter sehen im Guten das Gold, das jeder Mensch in den Tod mitbringt. Aber es ist verunreinigt. Das göttliche Liebesfeuer reinigt das Gold. Benedikt XVI. verortet in einer Ansprache dieses göttliche Liebesfeuer im Innersten des Menschen, wo sie die Liebe des Menschen zu Gott entfacht: „Die Liebe zu Gott wird selbst zur Flamme, die Liebe selbst läutert die Seele von den Schlacken der Sünde.“²⁵

Um es im Bild der Musik zu sagen: Die unvollendete Sinfonie wird im Lichtfeuer der göttlichen Liebe zu Ende komponiert. Vollendet kann der Mensch in die Vollendung eingehen: Der Satzteil „Er selbst wird gerettet werden, doch wie durch Feuer hindurch“, wird zur wunderbaren Verheißung.

Der große neuzeitliche Theologe Romano Guardini schrieb in seinem Buch über die „letzten Dinge“. Dort kommt er auch auf die Lehre vom Fegfeuer zu sprechen:

Wie ist es aber mit dem Menschen, der zwar guten Willens war, dessen Wille aber nicht – oder noch nicht genug – das Sein ergriffen hat? Dessen gute Gesinnung nur um einiges unter die Oberfläche hinabgedrungen ist, während darunter die Auflehnung saß, und die Tiefen von Bösem und Unreinem voll waren? Dessen Leben überall die Lücken des Unvollbrachten um die Zerstörung des falsch Getanen in sich trug? ...Wenn ein solcher Mensch ins Licht Gottes tritt, sieht er sich mit dessen Augen. Er liebt Gottes Heiligkeit und hasst sich selbst, weil er ihr widerspricht... Er durchlebt sich als den, der er vor Gott ist, und das muss ein unausdenkbarer Schmerz sein... Er steht auf Seiten der

²⁴ <https://en.wiktionary.org/wiki/holy> (30.12.2024)

²⁵ Offizielle deutsche Übersetzung der Ansprache von Papst Benedikt XVI. bei der Generalaudienz vom 12. Januar 2011.

Wahrheit gegen sich selber. Er ist bereit, seinem eigenen Leben, all dem Versäumten, Halben, Wirren darin standzuhalten. In einem geheimnisvollen Leiden stellt das Herz sich der Reue zur Verfügung und überliefert sich so der heiligen Macht des Schöpfergeistes. Daraus wird das Versäumte neu geschenkt. Das Falsche wird in Ordnung gerückt. Das Böse umgelebt und ins Gute herübergebracht. Nicht äußerlich verbessernd, sondern so, dass alles durch das in der Reue wirkende Geheimnis der umschaffenden Gnade hindurchgeht und neu ersteht.“²⁶

Fegfeuer so verstanden wandelt eine moralisierende Angstdoktrin in eine heilsame Zuversicht. Es gibt jedem Menschen gleichsam das Gnadenrecht, als Fragment in den Tod gehen zu können. Das entlastet, nimmt endzeitlichen Stress von uns. Gott und sein liebevolles Erbarmen, das sich in Jesu Menschwerdung, Leben, Tod und Auferstehung offenbarte, wird radikal beim Wort genommen. So gesehen behält Martin Luther recht: Es kommt allein auf Gottes ausheilende Gnade an.

²⁶ Guardini, Romano: Die letzten Dinge, Würzburg 1952, 36-38.